

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339805](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339805)

Gruß des Wanderers.

Hoffnungsvoll und fröhlich wie vor Jahren,
Nehme ich den Wanderstab zur Hand;
Wiedersehen soll ich all' die Freunde,
All' die Lieben durch das schöne Land.

O was hat das Wiedersehen doch für Freuden!
Sehnsucht, Wonne strömen durch die Brust,
Das Vermissten ganzer Jahre schwindet
Bei des Wiedersehens Götterluft.

Gott zum Gruß ihr Freunde, ihr Bekannte!
Neugeschärft zur Reise zog ich aus,
Schreite munter hin am See, am Rheine,
Und besuche manches liebe Haus.

„Sei willkommen Wand'rer!“ hör' ich rufen,
„Komm und kehre heute bei uns ein!
Bist noch immer fröhlich, noch der Alte,
Könnst' doch Jeder, wie du, fröhlich sein!“

„Danke, danke Freunde! Ja ich komme,
Aber sagt, wo ist der Großpapa?
Nächte sonst der Wand'rer dieser Thüre,
O gewiß! der alte Freund war da.“

„Ach! ihr seht ihn dieses Jahr nicht wieder,
Vor zwei Monden schlief er ruhig ein.
Vor dem Tode sprach er: Grüßt den Wand'rer,
O das Wiederseh'n wird herrlich sein!“

„Ja das Wiedersehen soll uns trösten,
Bald vorüber ist die Spanne Zeit;
Muthig vorwärts auf dem rechten Pfade,
Ruhe, süße Ruhe ist nicht weit.“

Jahre kommen, Jahre fliehen wieder
In der Zeiten schnellen Wechsellauf,
Alles sinkt und fällt in Nichts zusammen,
Neues steigt aus dunkler Zukunft auf.“

„Ja so ist es Wand'rer! doch der Abend
Sinkt hernieder, komm', tritt zu uns ein,
Sollst für heute nicht mehr weiter schreiten,
Bei dem Gläschen wollen wir uns freu'n.“

Du erzählst uns, was die Zeit uns brachte,
Sagst, was uns das neue Jahr wohl bringt,
Gar zu gerne hören wir den Wand'rer
Wenn prophetisch seine Stimm' erklingt.“

„Was ich sah' und hört' auf meinen Reisen —
Helles, Trübes gieng an mir vorbei —
Sollt ihr zur Belehrung jetzt vernehmen,
Wohl gemerkt jedoch, es ist nicht neu:“

Tröstlich ist's zu sehen, wie die Bildung
Trug und Geistesfinsterniß besiegt,
Wie der Mensch behaglich mit dem Dampfe
Und das Wort am Draht die Welt durchfliegt.

Wo im kleinsten Tröpfchen Thiere leben,
Wo das fernste Lichtgefühl erwacht,
Dringt das kühne Menschenauge forschend,
Nur im Herzen bleibt es immer Nacht.

Swig kommt die Menschheit nicht zum Ziele,
Bis der ew'ge Friedensengel grüßt,
Bis der Krieg und seine Schrecken fliehen,
Und im Kampf kein Bruderblut mehr fließt.

Lebe und verlassen ruhen nun die Fluren,
Wo der wilde Ruf erscholl zur Schlacht,
Heimwärts ziehen hoffnungsvoll die Krieger,
Und der holde Friedensengel lacht.

„Sei willkommen!“ rufen Millionen,
Egen spendet Völkern deine Hand,
Schafft in jeder Brust ein neues Eden,
Anknyft die Herzen durch das Freundschaftsband.

Jetzt was wird das neue Jahr uns bringen?
Forscht ihr eifrig, wird es glücklich sein?
Wird es all' die tausend Wunsch' erfüllen?
Antwort ist nicht schwer, nur „Ja“ und „Nein!“

Seht im neuen Jahre bleibt die Tugend
Noch die ächte Quelle reinen Glückes,
Und wer schuldblos, rein und muthvoll pilgert,
Ist kein Sklav' des launischen Geschickes.

Aber wo die Saat des Bösen keimet,
Kann das wahre Glück nicht lange weilen,
Und wenn Millionen zu Gebote stehen,
Denn die Herzensruhe muß entellen.

Seht der neue Mai wird Blumen bringen,
Und die Luftbewohner werden süßen.
Wer den Frühling sieht mit reiner Brust
Fühlt durchbebt sich von der Frühlings Luft.

Still und harmlos waltet dort der Vater,
Liebend theilt das treue Weib die Pflicht,
Wie der Frühling blühen ihre Kinder,
Welch ein Glück! ein höh'res gibt es nicht.

Wollt ihr wahres Glück auf Erden finden,
Sucht es, wo die Eintracht und der Friede wohnt,
Wo die Fürsten ihre Völker lieben,
Und das Volk mit Lieb' und Treue lohnt.

Wo ein Fürst im Kreise seines Volkes,
Im Beglücken selbst sich fühlt beglückt,
Wo die Fürstin liebend wie die Mutter
Sorgsam auf das Wohl der Kinder blickt.

Dieses Glückes dürfen wir uns freuen,
Fürst und Volk durchwehet Harmonie,
Alle Herzen hat sie still beseligt,
Und zum Sternenzelte leitet sie.

Wessen Herz durchströmt nicht frohes Hoffen?
Seht Fortunas Füllhorn ist uns offen,
Und die schönsten Tage sind uns nah.
Möchtest Himmel diese Tage weihen,
Friedrich und Luise Glück verleihen!
Dieses Glück fühlt ganz Badenia.

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Die Tagelöhnerfamilie.

Vor der niedern Hütte eines Dorfes im Großherzogthum Posen standen drei Kinder von sechs, vier und drei Jahren, welche unverwandt nach dem Wege hinblickten, der, durch das Dorf laufend, bei der Strohhütte vorüber führte und sich dann im nahen Walde verlor. geraume Zeit schon hatten die Kinder gewartet und ihre Blicke in die Ferne angestrengt, als endlich das älteste von ihnen, ein munterer Knabe, freudig in die Hände klatschte und jubelnd ausrief: „Dort kommt sie! er hat sie! er bringt sie!“ Auf diesen Ruf, in welchen die andern Kinder mit einstimmten, trat rasch die Mutter mit einem Säuglinge auf dem Arme, aus der Hüttenhüre und richtete ihren Blick der Gegend zu, auf welche die Kinder hindeuteten. Dort sah sie ihren Mann, welcher eine Ziege vor sich hertrieb und freudig seinen Hut schwenkte.

Die Freude der Mutter und Kinder war groß. Der Vater, ein Tagelöhner, welcher fleißig und redlich die Seinen ernährte, hatte von seinem ersparten Gelde in der Stadt eine Ziege eingekauft und noch überdies einem jeden Kinde einen Butterwecken mitgebracht.

Die Kinder konnten der Freude kein Ende finden; sie aßen im Geiste schon die Käse, welche die Mutter bereitet, und die Milch, wie herrlich sie schmecken wird; der Ziege aber gaben sie den Namen: Mäusel.

Nun fing ein neues Leben in der Familie an; die Kinder versorgten ihr Mäusel reichlich mit Futter, die Mutter besorgte die Milch und Käse und der Vater ging freudig seiner Arbeit nach, dem guten Gott für seinen Segen dankend. So verstrichen der Tagelöhnerfamilie die Tage und Monate in ungetrübtem Wohlfeyn, das durch den Besitz der Ziege einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hatte.

Es war Ende Septembermonats, als die Mutter das erste Gericht neuer Kartoffeln auf den Mittagstisch setzte, welche mit Jubel begrüßt und mit einem Dankgebet gesegnet, von der Schüssel zum Munde wanderten, da pochte eine Frau an das Fenster mit den Worten: gebt auf euere Ziege acht, es lassen sich Wölfe in der Gegend blicken, der Jäger schoß gestern in der Dämmerung nach einem, aber er hat ihn nicht getroffen.

Nun eilten die Kinder an den Saum des Waldes, wo das Mäusel angebunden mit einem Strick, weidete. Wer beschrieb aber das Entsetzen der Familie, als die blutige Stätte und nur noch einige Knochen zeigten, was mit der Ziege vorgegangen war.

Die Trauer um den Verlust des geliebten Thieres war groß, um so mehr da die Kinder schon bedeutend Vorrath an Futter für den Winter eingesammelt hatten und schmerzlich die gute Milch vermisten; der Vater aber wurde düster, ging nachdenkend einher, was der Mutter noch mehr Kummer machte als der Verlust der Ziege. Da Letztere von ihrer längst gestorbenen Mutter noch ein Goldstück, einen Henkelbukaten besaß, den sie an Fest- und Sonntagen an einem schwarzseidenen Bande um den Hals trug, so nahm die Frau kein Bedenken mehr, sich von diesem theuren Andenken zu trennen.

Gleich am andern Tage, da Viehmarkt in der Stadt abgehalten wurde, gab die Frau ihrem Manne das Goldstück mit der Bitte, eine andere Ziege dafür zu kaufen, welches dieser auch versprach.

Die Mutter und Kinder harrten sehnsüchtig auf die Rückkehr des Vaters mit der Ziege; dieser kam ziemlich spät Abends, ohne eine Ziege mitzubringen, mit der Beihörung, dieselben seien diesmal sehr hoch im Preis gestanden, wozu sein Geld, das er aber der Frau nicht zurückgab, nicht hinreichte, und diese, um ihn nicht zu kränken, hat es auch nicht zurückverlangt. Der Mann war nun aber ganz anders geworden, er ging öfter als bisher fort, ohne der Frau zu sagen wohin, welche jedoch bald auf den wahren Grund kam, und ihre Vermuthung, daß ihr Mann auf Wilddieberei ging, durch öfteres Nachhausebringen von Haasen und selbst auch Rehen, bestätigt wurde. Er gab zwar vor dieselben in Schlingen gefangen zu haben, allein da die Frau sie kochen und bereiten mußte, so fand sie bald, als Zeugen der Lüge ihres Mannes, Schrotkörner in den Eingeweiden der getödteten Thiere. Die Ruhe der guten Frau war nun dahin, sie betete mit ihren Kindern, der liebe Gott möge doch ihren Mann wieder auf den rechten Weg zurückführen, aber es schien vergebens.

So verging der Winter, dessen Ende die Frau mit Sehnsucht herbeiwünschte, weil dann die Feldarbeit wieder anfing und die Jagdzeit aufhörte. Es war in den ersten Tagen des Aprilmonats, als die Frau mit Schrecken bemerkte, daß ihr Holzvorrath zu einer Kleinigkeit zusammengeschnitten war, und um den Gäng nach dem Walde heute zu ersparen, suchte sie in allen Winkeln der Hütte nach entbehrlichen Holzstücken, fand jedoch nicht was sie suchte, wohl aber etwas, was sie nicht wünschte, nämlich eine Jagdblinte nebst gefülltem

Pulverhorn und schwerem Kugelbeutel, unter einigen alten Breiterfücken versteckt.

Entlarvt vor den Augen der erschrockenen Frau war die Schuld ihres Mannes, und zugleich aufgeklärt, wozu das Goldstück verwendet wurde. Was sollte sie nun thun? Kein Gedanke von Rachsucht, Schadenfreude oder Haß regte sich in ihrer Brust, nur der Wunsch, ihren Mann an Ausübung eines Verbrechens zu hindern, erfüllte sie. Da erblickte sie ein altes, ganz steinhartes Käsestück, noch von der Ziege her, welches der Frau eine sonderbare Idee eingab. Sie vertauschte nämlich den Feuerstein mit einem Stückchen Käse, legte die Flinte an die vorige Stelle, und ging nun in den Wald, um Holz zu holen. Beim Sammeln des Holzes hörte die Frau ein mehrstimmiges Winseln, sie schritt dem Orte zu, woher die Töne kamen; da lag ein alter Baumstumpf, die Wurzeln über der Erde, eine Art Höhle bildend. Um den Inhalt derselben zu erforschen bückte sie sich nieder und erblickte mit Staunen auf einem Lager von Laub sieben kleine Thiere, die sie augenblicklich als Wölfe erkannte, in ihre Schürze nahm und eiligst dem Jägerhause, das mitten im Walde lag, zueilte, wohl wissend, daß die Regierung für jeden lebend eingebrachten Wolf 4 Thaler Belohnung auszahlt, welche sie sogleich erhielt, und damit voll Freude in Begleitung eines bewaffneten Jägerburschen, da es bereits dämmerte, ihrer Wohnung zuging, weil anzunehmen war, daß die Wölfin, der erst kürzlich der Wolf weggeschossen wurde, nun ganz wüthend über den Verlust ihrer Jungen sein werde.

In ihrer Wohnung angekommen, vermischte sie sogleich ihren Mann; alsbald sah sie nach, ob die Flinte in ihrem Versteck sei, und da auch diese fehlte, so war sie nicht mehr länger im Zweifel, wo ihr Mann hinging, allein was ist nun anzufangen? — Lärm machen, ihren Mann als Wilddieb dem Zuchthause überliefern, oder von der wüthenden Wölfin zerreißen lassen, diese Gedanken waren für sie eine Höllenqual, weil sie ihren Mann wehrlos gemacht hatte. — Weinend und bestend durchwachte sie eine schreckliche Nacht mit ihren Kindern; mit Tagesanbruch aber verschloß die verzweifelte Frau ihre Hütte, eilte dem Forsthouse zu und beschwor den Förster, ihren Mann, welcher gestern Abend nach Fesholz in den Wald ging und noch nicht zurück sei, aufsuchen zu helfen. Der Förster war bereit mit einigen Jägerburschen den Wald zu durchstreifen, und es dauerte nicht lange, so witterten die Hunde die Spur der Wölfin, und brachten sie dem Förster in Schuß, der sie auch wohlgetroffen niederstreckte. Wer malt aber das Erstaunen, als im näm-

lichen Augenblicke ein Mensch mehr einem Todten als Lebenden ähnlich von einem Baume glitt, in welchem die Frau sogleich ihren Mann erkannte. Die Freude des Wiedersehens war groß; mit Nührung fiel er seiner Frau um den Hals, als er ihre Heldthat vernahm, denn er hatte nach einer angstvoll durchlebten Nacht auf dem Baume, sich ernstlich zu bessern und wieder der vorige Mensch zu werden, gelobt.

Als sie zu Hause angekommen, erzählte er nun, wie es ihm ergangen, gestand, daß er mit dem Goldstücke eine Flinte gekauft habe und in den Wald gegangen sei um zu Wildern; da kam die Wölfin auf ihn zu, er legte die Flinte an, drückte los, und, o Zauberei! der Schuß versagte, weil statt des Feuersteins ein Stückchen Käse auf dem Feuerlosse war. — Die Flinte nun in ein Gefäß schleudernd, sich eiligst auf einen Baum zu schwingen, von der Wölfin noch ein Stück vom Rock gerissen zu werden, war das Werk eines Augenblickes. In dieser schrecklichen Lage, unten von der Wölfin bewacht, regte sich sein Gewissen; er sah das Gesegwidrige seiner Handlung ein und gelobte vor Gott, so er ihn aus dieser Noth befreie, ein gottesfürchtiger Mensch zu werden, welches er auch getreulich hielt und der Segen kehrte wieder bei ihm ein. Die Frau erhielt aber noch eine besondere Belohnung für ihr mutthvolles Benehmen, damit sie nicht nur eine Ziege, sondern auch eine Kuh anschaffen konnte, und so wurden sie durch Fleiß und Sparsamkeit später noch wohlhabende Leute.

Der Dom zu Konstanz in seiner Vollendung.

(Mit Abbildung.)

Durch die im Jahr 1846 begonnene Renovation der altherwürdigen Münsterkirche, die nun ihrer baldigen Vollendung nahe ist, erhielt die Stadt Konstanz eine höchst erfreuliche Zierde, die besonders erhöht wurde durch den Neubau des miltleren pyramidalen Domthurmes mit seiner 75 Fuß hohen Mittelpyramide, welchen unsere beigegebene Abbildung deutlich darstellt.

Ueber die Entstehung dieses altherwürdigen Gotteshauses berichten die Chronikschreiber folgendes:

Bevor noch am Ablaufe des sechsten Jahrhunderts der bischöfliche Stuhl Alamanniens von Windonissa oder Windisch im Argau in die Römerstadt Constantia am Bodensee verlegt worden, hatte bereits ein Zweig der christlichen Pflanzschule des Glaubensboten Fridolin Wurzel daselbst gefaßt, und ein Bethaus mit Zellen für die frommen Brüder an der



Der Dom zu Konstanz
in seiner Vollendung.

Stelle errichtet, wo nachmals der Dom des episkopalen Hirtenstabes emporstieg.

Zerfall und Bedürfnis forderten unter den Bischöfen frühe eine Erweiterung des Gotteshauses an der Stätte, welche unter Dagobert dem I. im Jahre 628 urkundlich genannt wird villa regia Dagoberti, oder Krondomäne Königs Dagobert, und deren Kirche in einer Urkunde Karls des Großen vom Jahre 780 als ecclesia sanctae Mariae urbis Constantiae oder als Marienkirche der Stadt Konstanz erscheint. Von der Beschaffenheit der Kirche in diesen grauen Tagen der Vorzeit haben wir weder Bild noch Beschreibung; aber der Urbau des noch stehenden und sichtbaren Tempels in Form des Kreuzes, dem sprechenden Sinnbilde der christlichen Religion, rühret allem Anscheine nach und laut alter Sage von dem Bischöfe Konrad dem I. her, welcher aus dem mächtigen Hause der Welfen und Agilolfingen in Schwaben stammte, die Besitzungen des Bischofthums mit vielen seiner Erbgüter vermehrte, als Oberhirt den Stuhl vom Jahre 934 bis 974 inne hatte, und nach dem Tode wegen seiner hohen Tugenden und kirchlichen Verdienste in die Reihe der Heiligen erhoben wurde.

Als Urbau dieses Domes muß das Langhaus mit seinen sechszehn 30 Fuß hohen und 3½ Fuß dicken Säulen, deren jede aus einem Kernblocke harten Sandsteines gehauen ist, und sowohl im Schaft als auch im Capitale und Sockel die edelste Einfalt gewahren läßt, zugleich sammt seinen Armen oder Querbalken des Kreuzesstammes betrachtet werden, woran sich später die Seitenschiffe und Thürme schloßen.

Die Kirche selbst war und ist von jeher der heiligen Jungfrau Maria geweiht, weshalb ihr Bild in ganzer Figur zugleich mit den Heiligen Konrad und Pelagius, des Bisthums und der Stadt Konstanz Patrone, am Mittelthurme über dem Hauptportale in Sandstein ausgehauen erblicket wird. *)

Im eilften Jahrhunderte soll die Domkirche einen Einsturz erlitten haben, so daß Bischof Raimund, aus dem edlen Geschlechte der Bonstetten des heutigen Kantons Bern, dieselbe um 1052 bis 1068 neu aufbauen und in der Art erweitern ließ, daß er sie nach ihrer Herstellung um das Jahr 1068 abermals feierlich einzuweihen nothwendig fand.

*) Größeres Standbild wurde von Bildhauer K. Reich in Göttingen im Jahr 1854 gefertigt, und die beiden letztern von dem jungen Künstler Hans Bauer von Konstanz im Jahr 1855.

Bei einer Ausbesserung, die an dem Thurme vorgenommen wurde, trat das Unglück ein, daß ein Arbeiter, welcher oben auf der Plattform etwas mit Blei befestigen sollte, den glühenden Löthkolben in einen Haufen Späne des zunächst unter ihm liegenden Stockes fallen ließ, wodurch ein so allgemeiner Brand in den obern Theilen des Thurmes entstand, daß Nachmittags den 21. Oktober 1511 die Glockenstuben sammt den pyramidalen Spitzen über sich ein Raub der Flammen wurden, und die sämmtlichen Glocken entweder schmolzen oder in ihren Thürmen zu Boden stürzten.

Seit diesem verhängnißvollen Brande war der oberste Aufsatz des Münsterthurmes in einer Form hergestellt worden und verblieben, die mit dem Typus des Baustyles durchaus in Mißverhältniß stand, und den Anblick widerlich machte, daher unter der Regierung des Höchstseligen Großherzogs Leopold von Baden im Jahre 1845 der Beschluß gefaßt worden, das altschwärzliche Denkmal des Domes in Konstanz auf eine dem Baucharakter entsprechende Weise in seiner Totalität aus Kirchen- und Staatsmitteln verbessern und vollenden zu lassen mit einem Kostenaufwand von circa 130,000 fl. — Auch im Innern erhielt die Domkirche neue Belebung durch den Neubau einer Orgel, welche gegen 10,000 fl. kostet, und auf welche der Wanderer die Kunstfreunde noch besonders aufmerksam macht. —

Astor, der reichste Privatmann seiner Zeit.

Wie schnell häufig Männer aus den untersten Lebenskreisen zu den höchsten Reichthümern und durch diese zur Geltung und Ansehen gelangen können, wenn sie Talent, Gründungsgeist, Ausdauer, Fleiß, Sparsamkeit und Charakterstärke besitzen und vermöge richtiger Anwendung dieser Gaben energisch und nach einem vorgesezten Ziele streben, davon hat man in der Geschichte schlagende Beispiele. Eines der interessantesten waren die Erfolge, die ein Deutscher, Namens Astor, durch ein Zusammentreffen glücklicher, von ihm klug benutzter Umstände erlangte.

Johann Jakob Astor war 1763 in Walldorf, einem Dorfe bei Heidelberg geboren und ging als Kürschnergehilfe nach Amerika, da er dem Drange, sich in der Welt etwas zu versuchen, nicht widerstehen konnte. Es wird erzählt, daß, als einige Tage vor seiner Landung ein furchtbarer Sturm in der Nähe der amerikanischen Küste den Untergang des Schiffes und der Mannschaft drohte, er besser gekleidet, als er es während der ganzen Reise gewesen war, auf's Ver-

bed kam. Gefragt, warum er bei so augenscheinlicher Lebensgefahr sich dergestalt herausgeputzt habe, erwiderte er: „Wenn ich mit dem Leben davon komme, so werde ich doch meine besten Kleider behalten, und ertrinke ich, so brauche ich sie ja nicht zu schonen.“

Durch einen seiner Landelcute, der auf demselben Schiffe nach Amerika gefahren war und eine genaue praktische Kenntniß von Pelzwaaren besaß, wurde Astor veranlaßt, sich dem Pelzhandel zu widmen und diese Idee wurde mit der ganzen Kraft seiner jugendlichen Thätigkeit und seines großen praktischen Verstandes von ihm ergriffen. Zu jener Zeit war der amerikanische Revolutionskrieg zwar zu Ende, allein die britischen Truppen hatten das Gebiet der jungen Freistaaten noch nicht verlassen, auch war der Handelsverkehr mit Canada noch nicht erlaubt. Astor prophezeigte indessen: es werde binnen wenigen Jahren die Zeit kommen, wo diese Hemmungen aufgehört haben würden und war überzeugt, er werde dann sein Glück im Pelzgeschäft machen. Bald darauf in den Jahren 1794 und 1795 eröffnete ihm das Bündniß des Freistaats mit Großbritannien das erwartete Feld für die Unternehmungen, die er sich früher vorgesetzt und zu deren Ausführung er schon vorgearbeitet hatte. In der Zwischenzeit war es ihm aber schon gelungen, durch Fleiß und weise Sparsamkeit zu einem kleinen Vermögen zu gelangen, das bestimmt war, die Grundlage zu seinem späteren immensen Reichthume zu bilden. Der noch vor Kurzem unbedeutende Bursche aus der damaligen Markgrafschaft Baden war noch nicht 37 Jahre alt, als man ihn schon unter die reichsten Männer der Vereinigten Staaten zählte, denn sein Vermögen belief sich damals schon auf 250,000 Pfd. Sterling. Im Jahre 1809 errichtete Astor die amerikanische Pelzhandel-Compagnie (American Fur Company) und dehnte seine Handels-Speculationen bis zu den entferntesten Punkten des nordwestlichen Territoriums von Nord-Amerika aus. Seine Schiffe stiegen in Folge dessen an, alle Meere zu befahren, sowohl mit Pelzladungen für die russischen, englischen, französischen und deutschen Emporien, als auch mit Pelzzeugnissen, Ginseng und spanischen Dollars für China, und kehrten mit reichen Ladungen von europäischen und ostindischen Produkten für den Bedarf in Amerika zurück. Bei seinem Tode, im Jahre 1838, schätzte man sein Vermögen auf die außerordentliche Summe von mindestens 20 Millionen Pfund Sterling, die größte Summe, welche wahrscheinlich noch nie ein einzelner Mensch durch glückliche Handels-Speculationen erworben haben möchte.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte er sich in New-York niedergelassen, wo noch heute ein mächtiges Gebäude und ein öffentlicher Platz seinen Namen führt. Der Stadt New-York vermachte er in seinem Testamente 350,000 Pfd. Sterling, um dafür eine große öffentliche Bibliothek zu errichten und die dortige „Deutsche Gesellschaft“ erhielt ein Legat von 20,000 Pfd. Sterling.

Kloster Rheinau am Rhein.

Der Wanderer ist oft den Rhein hinauf und herunter gekommen und auch da gewesen, wo der Rhein noch jung ist und seine Sprünge macht, wie das ganze Volk zu thun pflegt, am Bodensee, bei Schaffhausen und dem gewaltigen Rheinfall bei Laufen, dessen gewaltiges Brausen man sehr weit hört. So, wie drückt der Rhein sich da so freiheitslustig aus dem Bodensee heraus, als wär' ihm fast bange geworden, ob er sich dort nicht schon altklug zur Ruhe setzen müsse, und wie versucht er so muthig die Schnellkraft seiner Wellen, als wollte er sich selbst überzeugen, daß er wieder freien Lauf habe und die Glieder im Gang seien. Und wie er von Schaffhausen herwärts an die Felsen kommt, die sich in seinen Weg gelegt haben, stößt er mit lustigen Sägen d'rüber hinweg springt, daß nach allen Seiten die Schaumwellen spritzen. Aber das alles ist nur Spaß gegen den Sag, den er dort bei Laufen macht, der gewaltige Strom, in eine Tiefe von 80 Fuß. Den Rheinfall nennt man's, und es ist ein fürchterlicher Sturz, wie es so frühlings massenhaft abwärts geht in die schäumende Tiefe, kopfüber, kopfunter, und ein wüthendes Gepurzel die Wogen übereinander und durcheinander wirft; aber — der Rhein fällt nicht, er springt; — steht nicht, wie er's mit Willen thut? Wie er in raschem Anlauf freudig daher kommt und freudiger, je näher es zum Abgrund geht, und eine Woge die andere vorwärts treibt und jagt in immer lustigerer Eile — und he! — weit hinaus schießt der Schwall mit donnervollem Jauchzen, aufwärts fliegt wie wehendes Lockenhaar der Schaum und der Wasserstaub — und brunten ist er und greift lustig aus, zum Weiterschwimmen um den Nachkommenden Platz zu machen, dem er sonnick lachend zusieht, während er sich im Kreise dreht, einem Schwimmer gleich, der auf dem Rücken liegt. Bald aber treibt ihn weiter und weiter, und auf's Neue beginnt er einen raschen Lauf, als hätte die freudige Anstrengung ihn nur noch zu lustigerer Lebendigkeit aufgeweckt. Wenn du aber dort am Ufer stehst, lieber Leser, denn

du hast nicht nöthig, die Herrlichkeit vom Birtheßhausfenster zu besehen, so ziehst du auch dein Käpplein ab, und denkst an den allmächtigen Gott dabei, der über all dem ungeheuern Aufruhr dort im Wellenkessel seinen Regenbogen spannt, das Friedens- und Segenszeichen; du weißt ja doch, was er bedeutet!

So aber haben vor dir schon viele dort gestanden voll Staunen und Ehrfurcht; jedoch Einer besonders hat angebetet mit einem Herzen, das höher geschlagen hat, als tausend andere. Weißt du wer? Da ist vor langer Zeit ein reicher Graf dort obenherum daheim gewesen, und hat sich viel umhergetrieben im Wald und Haide mit Armbrust und Spieß und am Strom mit Hamen und Angel und ist oft auch müde geworden, wenn nicht von der Mühe, doch vom Vergnügen. Und eines Tags, da es heiß war und schwül, kommt er auch herab an's Ufer, bindet einen Nachen los und angelte eine Weile, nachher lenkt er in eine Bucht hinein unter die Weidenbüsche, schlingt das Seil um eine Wurzel, legt sich im Kahn zur Ruhe nieder, — ob er zuvor geberet hat, das weiß der Wanderer nicht, — aber der Rhein hat bald gemerkt, was werden soll. Der hat den Nachen sanft gewiegt, und leis dazu geflüstert und gesungen, und nicht lange, so liegt der Graf im festen Schlaf, wie ein träumendes Kind. Der Rhein aber, der wiegt fort und fort, und wiegt am Ende sachte das Seil los von der Wurzel, und wiegt den Nachen weiter herein in die Strömung, und anfangs leis, dann immer schneller nimmt er ihn mit, schon wie ein Räuber seine Beute entführt, und jetzt hat er ihn mitten im Fluß, und wohin damit? wohin? wohin anders als dem schrecklichen Felsen zu, dem Abgrund entgegen — und der Graf, der schläft. Und schon ist der Nachen im entsetzlichen Schuß, und der Donner des Sturzes umtobt ihn und weckt ihn nicht, und jetzt — jählings, helf Gott! hinab in die Tiefe, in den schäumenden Wirbel — ja! und darüber hinaus! Drüber hinaus schleudert den Kahn der furchtbare Sturz — und der Schaumregen spricht den Schläfer in's Gesicht, und er, er — schläft. Erst eine Stunde weiter unten treibt der Kahn an's einsame Ufer und der Graf erwacht. Aber, was meinst du, was das für Augen waren, mit denen er sich umgesehen hat. Hinter ihm der gräßliche Fall, und er lebt und ist unverfehrt, und über ihm der blaue Himmel. Da hat er erkannt, wessen Hand ihn über den Abgrund trug, und — nun seh' zum Andenken daran hat er an dem Orte, wo er damals sich hingeworfen und dann dem lieben Gott für seine Rettung gedankt hat, da hat er ein Gotteshaus und ein Kloster gebaut; und wenn

nun auch du nach Rheinau kommst, so weißt du, woher es seinen Ursprung hat. Und gib acht, ob nicht irgendwo ein Sprüchlein ongeschrieben steht, wie das: Der dich behütet, der schläft nicht.

Herzog v. Belissier.

(Mit Abbildung.)

Jean Jacques Belissier, vormal's Oberbefehlshaber der französischen Armee in der Krim, ward in Maromme bei Rouen im Jahre 1794 geboren. Sein Vater war Superintendent der Pulvermagazine dieser Stadt und hatte unter seinen Bekannten eine Menge Militärs, welche in seinem Sohne frühzeitig die Liebe zu diesem Fache erweckten. In jener Zeit schwangen sich in Frankreich junge muthige Männer schnell empor. Belissier war beides in hohem Grade, und wurde, als er das Collegium verließ, zum Stabs-Offizier im Generalstabe ernannt. Bei der Umwälzung wurde er Hauptmann und bald darauf Divisions-Chef. Im Jahre 1842 wurde er zum Oberlieutenant im Generalstabe ernannt, und von dieser Zeit an war seine Laufbahn von ununterbrochenem Erfolg. Die Regierung Louis-Philipp's belohnte Belissier's Dienste auf die würdigste Weise. Er wurde nach Afrika gesandt, unter General Bugeaud, welcher dort die französische Armee befehligte, und sich durch seine militärischen Kenntnisse auszeichnete. Die Araber, von Abd-el-Kader angeführt, gestatteten ihren Ueberwindern keine Ruhe. Die ganze Gegend von der Grenze von Marocco bis zu der von Tunis, und von der Meeresküste bis zur Wüste war alles unter Waffen. Während dem Feldzuge gegen Abd-el-Kader faßte Bugeaud den Entschluß, sich die Talente Belissier's zu Nutzen zu ziehen und gab ihm einen wichtigen Posten. In dem Rapport, welchen er nach dem gelungenen Feldzuge gegen die Eingebornen an seine Regierung schickte, erwähnte er Belissier's folgendermaßen: „Unter den Offizieren, welche sich besonders auszeichneten, muß ich Oberst-Lieutenant Belissier hervorheben, welchen man überall inmitten von Gefahren sah und überall, wo etwas von Wichtigkeit zu thun war. Er ist einer der besten unserer Stabs-Offiziere.“ — In einem spätern Rapport erwähnte er von Neuem — und wenn es möglich ist — noch auf eine günstigere Weise seines Lieutenant's.

Oberstlieutenant Belissier war zum völligen Obrist vorgerückt im Jahre 1843 und wurde zum Chef des königlichen Generalstabscorps der afrikanischen Armee ernannt. Kurze Zeit nach seiner Beförderung griff er die Plüttas an, welche in Aufruhr waren, und besetzte



Herzog v. Velissier.

dieselben völlig. Ein Jahr nachher brachen die Kabylen, welche dem Fuße des Sid-el-Djoudi folgten, in einen offenen Aufstand aus. Auf die von der Natur gebauten festen Plätze ihres Landes bauend, trotzten sie der Macht Frankreichs und verweigerten die Bezahlung der Abgaben. General Bugeaud zog gegen dieselben und vernichtete sie mit kleinem Verluste. In seinen vom Gipfel des Bilissar-Gebirges datirten Depeschen bezeichnete er von Neuem den Muth und die Intelligenz seines Generalstabs-Chef. Aber die Unterwerfung der Kabylen erzeugte wenig Gutes. Indem Abd-el-Kader immer gegen die Gebirge zu hielt, ermüdete er die französischen Truppen und die Stämme unter ihrem Schutze. General Bugeaud concentrirte seine Kräfte in der Provinz Dran, gewann die Grenze und begegnete der maurischen Armee, unter Kaiser Muley-Abderrahmann, welcher vorrückte, um sich mit den Arabern zu vereinigen. Der franz. General gewann diesen entscheidenden Sieg, in welchem er 800 todte Feinde auf dem Schlachtfelde ließ, und 18 Rosschwärme nebst 11 Kanonen eroberte. In diesem glänzenden Gefechte, welches das Schicksal des Emir's entschied, befehligte Bellissier den linken Flügel und Cavagnac das Centrum. — Kaum war ein Jahr verflossen, als die Araber von Neuem in offenen Krieg ausbrachen. Bei dieser Gelegenheit begleitete Oberst Bellissier die Stelle des Kommandanten. Damit diesem tapfern Befehlshaber Gerechtigkeit widerfahren, ist es nöthig von jenem schrecklichen Drama zu sprechen, das zu jener Zeit in den Grotten von Duled-Niah stattfand, welches der Gegenstand so langen Streites in allen Theilen der Welt war. Am 18. Juni 1846 war Bellissier zu einem Scharmügel genöthigt mit den Duled-Niah, einem Stamme, dessen Land noch niemals bezwungen wurde, was es der großen Anzahl von unzugänglichen Höhlen verdankte. Die sich zurückziehenden Horden flohen auf einen ihrer natürlichen festen Plätze. Der Botschafter, welchen Oberst Bellissier zu ihnen schickte, um ihnen eine Uebereinkunft vorzuschlagen, wurde gegen Kriegsgesetz und Menschlichkeit auf die grausamste Art ermordet. — Brennbare Stoffe wurden dann vor der Grotte aufgehäuft und ein zweiter Bote wurde hingeschickt, um sie vor der Gefahr zu warnen, die ihnen drohte, wenn sie sich weigern würden, freiwillig zu übergeben.

Der Schreckensruf dieses unglücklichen Mannes, welchen sie wie seinen Vorgänger behandelten, war das Zeichen ihres eigenen Unterganges. Der Haufe brennbarer Stoffe wurde in Brand gesetzt und in kurzer Zeit war die Höhle von Flammen umhüllt. Was sich in diesem Schmelzofen zugetragen, ist Niemand im

Stande zu sagen. Endlich erfüllte das Geschrei der Weiber die Herzen der Soldaten mit Mitleid, und viele, indem sie ihr eigenes Leben auf's Spiel setzten, stürzten durch die Flammen ins Innere der Höhle. Neunhundert verbrannte Körper wurden nachher in Haufen auf dem Boden ausgestreckt gefunden; nahe bei zweihundert athmeten noch; aber alle gingen im Laufe des Tages zu Grunde. Die Nachricht dieser schrecklichen Hinrichtung machte große Sensation in allen Theilen Europa's und besonders in Frankreich. Der National, der Courier de francais und viele andere einflußreiche Zeitungen sritten ernstlich für die Abdankung Bellissier's; die Kammer der Deputirten zog diesen Gegenstand in Beachtung und der Prinz von Moskowa verlangte am 12. Juli 1845 vom Kriegsminister, daß er seine Mißbilligung dieses Verfahrens öffentlich ausdrücke. Der Graf von Montalembert unterstützte das Gesuch seines Collegen und Marschall Soult (der Kriegsminister) zeigte „sein Bedauern und seine Mißbilligung dieses traurigen Vorfalles“ an. Dessen ungeachtet rückte Marschall Bugeaud mit der Verteidigung seines Lieutenant's hervor und schützte die unerbittlichen Nothwendigkeiten des Krieges vor. Die Regierung anerkannte die Kraft seines Argumentes und am 22. April 1846 ward Bellissier zum Marechal de Camp ernannt.

Der neue General setzte seine Operationen fort und machte, nachdem er Besitz von mehreren Städten genommen hatte, dem Feldzuge durch die Niederlage der Anhänger von Bou-Maza ein Ende. Im Jahre 1851 wurde er von Louis Napoleon, damals Präsident der französischen Republik, zum Divisionsgeneral ernannt. In demselben Jahre begleitete er eine Zeit lang die Stelle des Gouverneurs von Algier, statt des Generals Hautpoul.

Eine erträgliche Idee von Bellissier's Charakter möge noch aus folgendem Auszuge einer Proklamation, welche er am 12. Okt. 1851 an seine Soldaten richtete, nachgetragen werden: — „Bedenket“ sagt er, „daß ihr euerem Vaterlande Alles schuldig seid. Ihr sollt zu jeder Stunde bereit sein, euch, wenn es nöthig ist, für die Größe seiner Bestimmung und die Verteidigung seiner Gesetze aufzuopfern.“ Bei der Nachricht des Staatsstreiches von Louis Napoleon versetzte er das ganze Land in Belagerungszustand und drückte sich in einer Proklamation, die er veröffentlichte, aus: „Ich bin entschlossen in jedem Falle die Ordnung in ihrer ganzen Stärke nach Innen und nach Außen aufrecht zu erhalten.“ General Bellissier wurde zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, und, das Gouvernament

von Algier dem General Randon überlassend, verreiste er nach Oran den 31. Dez. 1851. Dort war es, wo er (im Juli 1852) an die Soldaten seiner Division die Aolser austheilte: „Unter diesen Aolsern ist es,“ drückte er sich gegen die versammelten Truppen aus, „daß ich, der Aelteste unter euch, meine Laufbahn begann. Um dieses ruhmreiche Sinnbild haben sich Helden gesammelt; mögen sie unser Beispiel sein. Wachtet über diese eure unzertrennlichen Begleiter. Ich bin versichert, daß jeder unter euch eher zehntausendmal dem Tode trogen würde, als die Fahne verlassen.“ Kurze Zeit nach dieser Feierlichkeit marschirte Belissier auf Laghouat zu und nahm es im Sturm, welche Einnahme eine seiner glänzendsten Waffenthaten genannt werden muß. Kaiser Napoleon schrieb ihm einen freundlichen Brief, in welchem er ihm zu seinem Siege Glück wünschte.

Im Jahr 1854 übernahm General Belissier auf besonderes Ansuchen des Kaisers das Kommando über die erste Abtheilung der franz. Armee im Osten, über welche er seit dem 16. Mai 1855 Oberbefehlshaber ist. Nach der am 9. September 1855 erfolgten Einnahme von Sebastopol wurde er vom Kaiser Napoleon zum Marschall von Frankreich ernannt und am 1. August 1856, als Marschall Belissier aus der Krim zurückkam und in Marseille landete, ließ ihn der Kaiser durch seinen ersten Adjutanten, den General Roguet, begrüßen und zugleich ein kaiserliches Schreiben überreichen, das die Anzeige enthielt, es sei ihm die Herzogswürde übertragen.

Herzog v. Belissier lebt jetzt in seinem 62 igsten Lebensjahre, von welchen er 43 dem aktiven Dienste in der franz. Armee widmete.

Vom Caffee.

Wie manche Frau, die nach den guten alten Zeiten seufzt, würde schaudern, wenn sie wüßte, daß vor nicht 200 Jahren noch Niemand weit und breit Caffee auch nur dem Namen nach gekannt; denn erst 1660 brachten einige Marsseiler Kaufleute zum ersten Mal Caffeebohnen als Curiosität aus der Levante, nebst den dazu gehörigen Geräthschaften. Arabien freilich heißt auf der Landcharte nicht vergebens das glückliche, war doch dort der Caffee schon zwei Jahrhunderte früher im Gebrauch, als bei uns in Europa.

Es soll in Aken ein Musti gelebt haben, der auf einer Reise an's rothe Meer einige Vandsleute traf, die den Caffee benutzten. Daheim fand nun der fromme

Mann, daß das neue Getränk seiner Gesundheit in Aken gerade so zuträglich sei, als draußen am rothen Meere. Und weil ihm der Kopf davon leichter wurde und der Schlaf verschwand, so empfahl er es ebenfalls den Derwischen, die des Nachts Gottesdienst zu halten hatten. Der Caffee aber schmeckte auch Leuten, die keine Musti und keine Derwische waren, und so verbreitete sich der Gebrauch von Aken auf das übrige Arabien. Ein neuer Gouverneur, der 1511 nach Mekka kam, ward indeß sehr zornig, als er Derwische im Winkel einer Moschee sitzen und Caffee trinken sah. Er jagte sie fort, der Barbar, und berief eine Versammlung von Geistlichen, Gelehrten und angesehenen Männern, die lang und breit disputiren mußten, um am Ende zu erklären, sie könnten nicht eins werden. Nun wurden zwei persische Aerzte berufen, die machten's kürzer und erklärten den Caffee für schädlich. Auf das hin verdamnte ihn dann auch die fromme und gelehrte Versammlung: keine Bohne durfte mehr verkauft werden, alle Vorräthe wurden verbrannt und wer das Verbot übertrat, den setzte man auf einen Esel und fährte ihn durch die Stadt.

Die Strenge dauerte aber nicht länger, als bis dem Sultan in Kairo einfiel, selber Caffee zu trinken, denn nun erklärten seine größten Gelehrten diesen plötzlich für ganz unschädlich und zulässig. Natürlich mußte jetzt auch wieder die Religion daran. Ein Zelote erregte in Kairo einen Caffeesurm: wer Caffee trinke, sei kein guter Muselman! predigte er und die Gläubigen eilten aus der Kirche in die Caffeehäuser, zertrümmerten Tassen und misshandelten die Gäste. Gestorben muß jedoch Niemand sein, sonst hätten wir jetzt sicher einen Heiligen mehr im Kalender. Aber bedenklich sah's gleichwohl aus in der Stadt, drohend standen sich die zwei Parteien gegenüber. Wieder wurden die Gelehrten gerufen und sie bestätigten in ihrem Gutachten nochmals die Unschuld des Caffees, ja, der Präsident traktirte zum Beweise nicht nur alle Herren des Collegiums mit einer Tasse, sondern er nahm auch selber eine. Dieß half!

In Constantinopel jedoch ging's langsamer, erst 1544 ward das erste Caffeehaus eröffnet, doch auch hier erklärte bald die Geistlichkeit: Caffee sei gegen den Koran! denn die Moslemin fanden, das braune Getränk halte sie besser munter als die Predigten und saßen darum mehr in den Caffeehäusern als in den Moscheen. So wurden an einem schönen Morgen alle Caffeehäuser geschlossen, so lange bis ein neuer Musti kam, welcher den Koran anders auslegte und nun mit der Geistlichkeit, dem Hofe und der ganzen Stadt nach

Herzenglust Caffee zu trinken begann. Dieß wurde auch bald so allgemein, daß nicht nur die Dienerschaft Caffeegeld erhielt, wie bei uns Trinkgeld, sondern ein besonderes Gesetz bestimmte sogar für den, heut zu Tage freilich undenkbaren Fall, in dem ein Mann seiner Frau Caffee verweigert, daß dieß ein rechtsgiltiger Scheidungsgrund sein sollte!

Das erste christlich-europäische Caffeehaus ward 1671 in Marseille eröffnet. Wenig später nur kam, gleichfalls durch einen Kaufmann, Caffee nach England und durch den Gesandten Mahommed's IV. nach Paris, wo 1762 ein Caffeehaus entstand. Wenn sich jetzt gleichwohl jede Frau mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt und mit Allem Andern eher im Herzen als mit der Furcht, hinter die Kanne setzt, drin der duftende braune Labetrant, so war das doch auch in Europa nicht immer so. Die Geistlichen eiferten fast so lebhaft wie ihre arabischen Amtsbrüder gegen das Höllengebräu und die Aerzte disputirten hitzig über das Für und Wider; konnte doch sogar der sehr gelehrte Friedrich Hoffmann den Caffee beschuldigen, die Ursache des Friesels zu sein! So mochte es denn auch mancher Eiferer nur als gerechte Strafe ansehen, daß der Arzt Cornelius von Bontede, der das erste Caffeehaus in Hamburg eingerichtet, 1687 in Berlin die Treppe hinunter fiel und den Hals brach. Gleichwohl hielt dieß das Umsichgreifen der neuen Mode nicht sonderlich auf, ja verdarb den Leuten nicht einmal den Appetit, so daß Arabien bald nicht mehr genug Caffee liefern konnte für alle die Liebhaber und Liebhaberinnen und die Leckermäuler, die nun in den Haaren zu krähen begannen. Da half der wackre Amsterdamer Bürgermeister Nikolaus Witsen aus der Verlegenheit, indem er 1713 einige Caffeebäume nach Amsterdam kommen ließ und den Versuch machte, sie auch an andern Orten anzupflanzen. In Paris zog man im botanischen Garten mehrere Bäume aus Samen und eine dieser Pflanzen kam 1717 nach Martinique, von welchem einzigen Exemplare alle andern viel tausend Mal tausend Caffeebäume Westindiens und Brasiliens abstammen sollen. Holland gründete und verbreitete den Caffeebaum in Batavia (1723); in St. Domingo, den westindischen Inseln, sowie in Surinam wurde er von Martinique aus eingeführt und kam erst mit Ende des vorigen Jahrhunderts, als die weißen Pflanzler bei dem Negeraufstande von Domingo flüchteten, mit diesen auch nach Cuba, Jamaica und dem Festlande Amerika's, noch später endlich nach Brasilien.

Von der Verbreitung die das Caffee trinken jetzt erreicht hat, geben folgende Zahlen einigen Begriff:

Europa braucht jährlich 250 Millionen Pfund, Nordamerika 50 Millionen, im Ganzen mögen etwa 400 Millionen Pfund Caffee das Jahr über auf dem Erdball geröstet und getrunken werden. Vor hundert Jahren, wo noch aller Caffee aus Arabien kam, betrug die verbrauchte Menge etwa 10—12 Millionen Pfund, noch 1820 begnügte sich das caffeedurstige Europa mit 140 Millionen. Domingo führt jetzt 30 Millionen Pfund aus, Cuba 28, Brasilien und das übrige Festland Südamerika's 64, Java 38, Arabien 24 Millionen. Im Jahr 1832 kam auf einen Engländer ein Pfund Caffee, auf einen Dänen drei Pfund, auf einen Deutschen zwei Pfund, auf einen Schweden anderthalb Pfund. Durch diese Ausbreitung und Concurrenz und die Erleichterung des Handels überhaupt, sank der Preis des Caffee der Maßen, daß die 250 Millionen Pfund, welche jetzt verbraucht werden, gerade soviel kosten und nicht mehr als 140 Millionen Pfund 1820. Wer nun für seine Portion Caffee saß nur noch die Hälfte zahlt wie vor dreißig Jahren, der wird die Vorzüge des erleichterten Verkehrs und verbreiteten Handels einsehen ohne erst noch besonders Staatsökonomie und Handelswissenschaften studieren zu müssen.

Wie der Caffee schmeckt, das weiß Jeder, seine Bereitung ist auch kein besondres Geheimmittel, wenn gleichwohl der Wanderer nicht überall mittrinken möchte, wo Caffee getrunken wird; hat er es doch selber schon erlebt, daß der Name das Beste gewesen an dem aufgestellten Getränke und ist in Versuchung gekommen, nachher noch einen Zahnstocher zu verlangen. Mag indessen der Caffee sein wie er will und mag man von ihm denken was man will, das Gute muß man ihm doch nachsagen, daß er jetzt dem leidigen Branntweintrinken ritterlich entgegen arbeitet, wie er ja auch eine Hauptursache ist, daß das frühere allgemeine und starke Weintrinken abgenommen. Beim Frühstück hat die Caffeeanne heut zu Tage wohl ziemlich unbestritten die Herrschaft erlangt, wenn gleich die Araber nicht zugeben wollen, daß man den Caffee so nüchtern trinke: habe man nichts Andres zu essen, rathen sie, so soll man einen Knopf vom Rock abbeißen und verschlucken! Freilich trinken die Araber ihren Caffee ohne Milch und Zucker und wer obendrein noch die Zwiebacke sieht, die in Christenlanden gewöhnlich auch aus den Caffeeatassen herausgucken, der kann höchstens zur Vorsicht rathen, daß nicht etwa die Knöpfe von selbst losspringen!

Das heilige Blut auf der Insel Reichenau,

(1½ Stunde von Konstanz.)

Im Jahr 799 lebte zu Jerusalem ein saragenischer Fürst, Namens Azan, der gerne mit dem weitberühmten Kaiser Karl dem Großen Bekanntschaft gemacht hätte. Er wußte, daß Karl der Große Nichts höher schätzte, als heilige Sachen, darum ließ er ihm einige sehr schätzbare Heiligthümer anbieten, im Fall sich Karl dazu verstehen würde, an einem dritten Orte mit ihm zusammen zu kommen. Rom wurde dazu erwählt, und beide Fürsten machten sich auf den Weg. Aber Azan wurde in Folge einer schweren Krankheit geandthigt, auf der Insel Corsika, wo sie den Fürsten auf dem Krankenlager fanden; sie überbrachten ihm von dem Kaiser herrliche Geschenke, und erhielten von dem Fürsten als Gegengeschenk viele Reliquien und orientalische Kostbarkeiten: unter andern ein kostbares güldenes Kreuz von anderthalb Zoll Größe, in welchem das Blut des Heilandes mit einem Stücklein vom Kreuzesholz eingeschlossen war.

Mit diesen Geschenken kehrte Waldo und Hunfried nach Hause. Der Kaiser, hoch erfreut über die Gaben, erlaubte den Beiden, sich eine Gnade auszubitten. Abt Waldo erbat sich einige Privilegien für sein Kloster. Hunfried aber wünschte das genannte Kreuz. Aber nur mit Mühe gewährte der Kaiser dem Grafen seine Bitte.

Als Hunfried den köstlichen Schatz erlangt hatte, zog er sich auf seine Burg in Rhätien zurück, um seinem Seelenheile abzuwarten. Er erbaute zu Gottes und des h. Bluts Ehren das Sisti Selenis, in welchem er das Heiligthum verehrte. Hunfried starb im Jahr 823, und hinterließ das Heiligthum seinem jüngeren Bruder Adalbert.

Als dieser im Jahr 824 von Graf Ruodpert bekriegt und aus dem Seinigen vertrieben wurde, suchte er Hülfe bei seinem Bruder, Graf Burkhard in Histrin. Von diesem unterstützt, zog er gegen Ruodpert und überwand ihn — so erzählt die Legende — mit Hülfe des heiligen-Bluts, das er im Treffen bei Zizers bei sich trug. Nach seinem Tod, im Jahr 846, erhielt sein Sohn Udalrich das Kleinod; als aber dieser

im Jahr 833 starb, und nur eine Tochter, Namens Emma, hinterließ, so kam es auf die Familie der Grafen von Lenzburg, in die sich Emma verheiratete.

Udalrich, der Sohn Emma's und des Grafen Arnold von Lenzburg, bewarb sich um die Hand der Tochter des Grafen Waltharius von Kyburg und der Suanahilde. Er erhielt sie nur unter der Bedingung, wenn er das Kreuz mit dem heiligen Blut ihnen abtreten würde. Bei Udalrich überwand die Liebe, und er überließ es wirklich seinen Schwiegereltern.

Waltharius und Suanahilde fühlten sich ungemein glücklich im Besitze des Kleinods, und stellten es in ihrer Schloßkapelle auf. Als im Jahr 919 Herzog Burkhard von Alemannien den Grafen Waltharius zur Mitterzeit unvermuthet in seiner Burg Zurzach überfiel, und dieselbe der Uebergabe nahe war, da ging die Gräfin Suanahilde mit dem Kreuzlein des heiligen Bluts in den Händen dem Feind entgegen, und bat ihn um Gott's Willen, und wegen der heiligen Zeit, von seiner Feindseligkeit abzustehen. Aber die Feinde hörten nicht auf ihre Bitte. Erst, als einer der feindlichen Anführer durch einen Steinwurf aus der Burg getödtet wurde, hoben die Feinde die Belagerung auf. Das schrieb man der Kraft des heiligen Bluts zu.

Als die Gräfin einmal ihren Bruder Udalrich, der Mönch in der Reichenau war, besuchen wollte, nahm ihr Kaplan das heilige Blut mit dahin, ohne daß sie etwas davon wußte. Doch sie ließ es geschwehen, als sie davon hörte, und stellte es, im Kloster angekommen, in ein Gemach, wo sie ein Licht vor demselben brennen ließ. Das reizte die Neugierde der Mönche. Als sie nach langem Bitten von ihr erfuhren, was es sei, drangen sie in die Gräfin, bis sie es ihnen erlaubte, das Heiligthum in der Kirche verwahren zu dürfen. Späterhin wurde die Gräfin von ihrem Bruder und fünf den älteren Mönche gebeten, dasselbe dem Kloster zu überlassen. Das Einzige, was sie von der Gräfin erlangten, war: daß das Heiligthum nach ihrem und ihres Gemahls Hinscheid an das Kloster kommen sollte. Damit waren die Mönche zufrieden.

Nun brach Suanahilde von der Reichenau wieder auf, um nach Zurzach zurückzukehren. Unterwegs aber erkrankte sie so gefährlich, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Da trat einer ihrer Hofleute, Namens Tongolf, vor sie, und stellte ihr vor, daß ihre Krankheit eine Strafe von Gott sei, dafür, daß sie dem Kloster Reichenau das Heiligthum verweigert habe. Die Worte Tongolfs gingen der Gräfin ans Herz, und sogleich befahl sie, daß man das Heiligthum

in die Reichenau zurückbringe. Sieh' da, welch' ein Wunder! die Gräfin stand frisch und gesund von ihrem Krankenlager auf, so bald ihr Befehl ergangen war. Des andern Tags schon kam das Heiligthum in der Reichenau an. Eine innige Freude erfüllte das ganze Convent: die Mönche stellten eine Prozession an, bei welcher sie das Heiligthum mit bloßen Füßen um das Kloster herum, dann in die Kirche hineintrugen und auf dem Hochaltar aufstellten. Das geschah im Jahr 925 den 7. Weinmonat.

Also lautet die Geschichte vom heiligen Blut, das noch jetzt in der Reichenau aufbewahrt und gezeigt wird. Das Heiligthum besteht aus einem goldenen Kreuzlein, mit der griechischen Aufschrift: „Herr hilf dem Hilarius, dem Herrn und Vorgesetzten des Klosters ober Ortes Tzeretba (Tzeretbas).“ Das im Kreuzlein befindliche heilige Blut erscheint wie eine dunkle schwarze Erde, die angeblich mit dem heiligen Blut getränkt sein soll. Das Kreuzlein mit dem heiligen Blut wird unter dreifachem Schloß und Riegel bewahrt, und nur bei feierlichen Veranlassungen den Gläubigen gezeigt.

(Seerosen.)

Die deutsche Nähadel.

Mancher Schneider schreibt sich seines Namens und seiner Nadel zu schämen und will lieber Kleidermacher oder Kleiderfabrikant heißen, auch wohl gar statt des deutschen einen französischen Namen auf seiner Schneiderfirma führen, und doch ist die Nähadel aller Ehren werth und hat schon manchen Mann, der sie recht zu führen wußte, reich und glücklich gemacht, wie folgende Geschichte zeigt.

Vor beinahe hundert Jahren wurde in dem Dorfe Kippenheim bei Mahlberg im Großherzogthum Baden Georg Stulz geboren. Sein Vater war ein ehrfamer Schneider und der Sohn wählte dasselbe Handwerk zu seinem Lebensberuf. Der Alte dachte schon daran, sich in Ruhe zu setzen und seinem Sohn die Kundschaft zu übergeben, allein dieser sehnte sich in seiner Schneiderkunst zu vervollkommen. Er geht auf die Wanderschaft, findet in der Hauptstadt seines Vaterlandes Arbeit und noch dazu beim Hofschneider, geht von da nach Frankfurt am Main und endlich nach Genf, wo er Gelegenheit findet, die französische Sprache zu erlernen. In Genf wird er mit dem Diener eines reichen Engländers näher bekannt und bekommt Lust, die weltberühmte Stadt London zu sehen. Da der junge flinke Schneider dem englischen Lord gefällt, wird sein Wunsch erfüllt, er hält mit seiner Näh-

nadel seinen Einzug in die große Weltstadt. Bald hat er die Landessprache erlernt, so daß er es wagen konnte, sich selbstständig niederzulassen und sich in dem Kreise seines Gönners eine Kundschaft zu erwerben. Die deutsche Nähadel hatte Glück, sie war vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleißig und brachte ihrem Herrn einen guten Taglohn ein, der damit sparsam hauszuhalten wußte. Da sich der deutsche Schneider in die tollen Grillen der englischen Mode zu finden wußte, konnte er sein Geschäft immer mehr erweitern, sich einen Gesellen nach dem andern zulegen und zuletzt in der Hauptstraße der City sich ein Kleidermagazin anlegen. Die Kundschaft des deutschen Schneiders wurde immer größer und selbst der König, einige Herzoge und Grafen ließen bei ihm arbeiten und mit der Arbeit wuchs auch sein Vermögen. Er wurde zuletzt so reich, daß man seine Ersparnisse nahe auf eine Million schätzte: Das alles hat die deutsche Nähadel in dem großen London eingebracht.

Der deutsche Schneider blieb ein Hagestolz, weil seine erste Liebe ihm untreu geworden war, doch nahm er sich seiner armen Verwandten und namentlich der Kinder seiner Geschwister an, denen er eine gute Erziehung gab, so daß ein weiter Kreis von Neffen und Nichten ihm ihr Lebensglück verdankten. Dabei war er gegen Arme und Nothleidende höchst wohlthätig und gründete in London ein Krankenhaus für arme deutsche Handwerker, das noch heute eine große Wohlthat für Viele ist.

So hatte Stulz länger als 30 Jahre in London gelebt, er war reich, aber auch kränklich geworden und sehnte sich nach einem stillen Ruheplätzchen. Er wollte in seine alte Heimath zurück, allein die Aerzte ratheten ihm, ein milderes Klima zu wählen und so ließ er sich in Hyeres am Mittelmeer, nicht weit von Toulon, in einer paradiesischen Gegend nieder. Sein Landhaus, das er bewohnte, war ein geschmackvoller Palast mit allen Zierrathen versehen und sein Garten erlangte bald eine solche Berühmtheit, daß man aus weiter Ferne kam, um ihn zu sehen. Seiner alten Heimath gedachte er allezeit dankbar, ließ in seinem Geburtsort ein Krankenhaus errichten, schenkte 80,000 Gulden für das Waisenhaus in Nichtenhal, setzte für das Seminar und die Gewerbschule in Karlsruhe bedeutende Legate aus und bestimmte eine Summe für seinen Geburtsort, um von den Zinsen jährlich zwei arme Knaben bei Erlernung ihres Handwerks zu unterstützen.

Der deutsche Schneider Georg Stulz liegt zwar auf französischem Boden begraben, ein einfacher Obelisk,

von Dattelpalmen beschattet, bedeckt sein Grab, allein sein Name gereicht den deutschen Schneidern zur Ehre, denen wir auch so eine Glücksnadel, aber auch dieselbe Bescheidenheit, Rechtschaffenheit und Religiosität wünschen, wie sie dem Georg Stulz bis an sein Lebensende zur Freude gereichten.

Hoher Werth des Bartes.

Es ist bekannt, daß bei den Arabern, ja bei den meisten Morgenländern, der Bart als die höchste Zierde und der Schmuck des Mannes gilt und der Schwur bei seinem Barte der größte ist, den er unverbrüchlich hält. Aber auch bei den Christen galt im Mittelalter der Bart als der unveräußerliche Schmuck des Mannes und als ein köstliches Pfand, wie der hier erzählte Fall aus den Zeiten der Kreuzzüge bezeugt.

Wilhelm von Tyrus hatte in seinem Gefolge eine Menge edler Kämpen, mit welchen er häufige Züge gegen die Türken unternahm. Allein die erste Begeisterung der Kreuzfahrer war bereits erloschen, die meisten waren nach Europa zurückgekehrt, die Türken hatten sich von ihrem Schrecken erholt und die Franken im Morgenlande hatten Mühe, sich in ihren Eroberungen zu behaupten, und konnten nicht daran denken, neue zu machen. Wilhelm vertröstete daher seine Getreuen von Tag zu Tag, an welchen er ihnen den rückständigen Sold bezahlen wollte, und setzte endlich seinen Bart zum Pfande, daß er sie innerhalb einer bestimmten Zeit befriedigen wolle. Indessen vermählte er sich mit der schönen Tochter des Armeniers Gabriel, Herzogs von Melitene, und sein Gefolge lebte vergnügte Tage am Hofe des reichen Mannes. Eines Tages aber drangen viele, man weiß nicht genau, ob nach gemeinschaftlicher Verabredung mit ihrem Lehensherrscher, oder weil ihnen die Gelegenheit günstig schien, während der Tafel mit lauten und ungestümen Worten in ihn, entweder zu zahlen oder ihnen das versprochene Pfand auszuliefern.

Der alte Herzog erfuhr durch seinen Dolmetscher die Ursache des sonderbaren Austrittes und wendete sich erstaunt an seinen Schwiegersohn, und fragte, ob er die Wahrheit vernommen. Und Wilhelm von Tyrus gestand, er habe wirklich das nun geforderte Pfand eingesetzt. „Wie,“ entgegnete Sener, indem er die Hände über dem Haupte voll Schrecken zusammenschlug, „wie, du konntest es wagen, nur ein einziges Haar einzusetzen? Welch eine Schmach!“

„Die Noth, die unerbittliche, hat mich dazu gezwungen; aber ich bin bereit, mich meines Schmuckes zu entäußern und das Pfand zu übergeben.“

„Das verhüte der Himmel,“ sagte Gabriel, „daß ich je eine solche Schande auf mein Geschlecht lade!“ Und nach diesen Worten fragte er um die Summe der Schuld, übergab dem Gefolge dreißig Tausend Goldstücke und löste so den Bart seines Schwiegersohnes.

Merkverse zur Lebensverlängerungskunst.

Von Hufeland.

Iß mäßig stets und ohne Hast,
Daß du nie fühlst des Magens Last;
Genieß' es auch mit frohem Muth,
So gibt's dir ein gesundes Blut.

Fleisch nährt, stärket und macht warm,
Die Pflanzenkost erschläßt den Darm;
Sie kühlet und eröffnet gut,
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab,
Es labt, erfrischt und kühlet ab,
Doch über Allen steht das Brod,
Zu jeder Nahrung thut es noth.

Die beste Nahrung ist das Brod.
Iß es uns täglich, lieber Gott!
Ja, jede Speiße kann allein
Mit Brod nur uns gesegnet sein.

Das Fett verschleimt, verdaut sich schwer,
Salz macht scharf Blut und reizet sehr;
Gewürze ganz dem Feuer gleich,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Der Brand der Rheinbrücke in Konstanz,

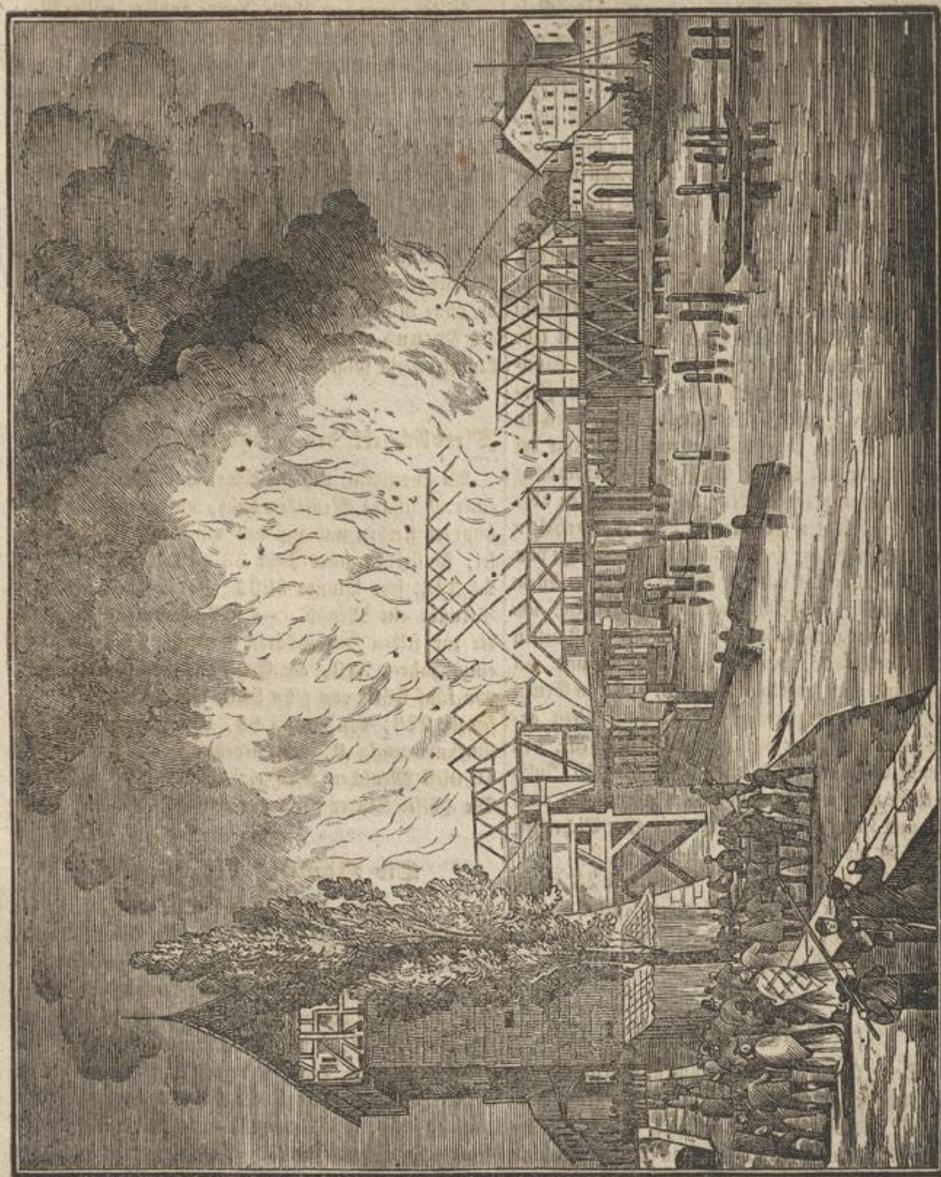
am 1. Juni 1856.

(Mit Abbildung.)

Nach einer im Archiv der Stadt Konstanz aufbewahrten Chronik wurde diese Brücke von dem Grafen Eberhard von Rohrdorf im Jahre 930 erbaut, und wie dieselbe Chronik sagt, ganz von Holz. Im Jahre 1160 wurde am Eingang der Brücke der noch jetzt stehende Rheinhorthurm angebaut. 1540—1543 wurde jedoch die im Laufe der Zeit beschädigte Brücke wieder renovirt, wozu 105 neue Pfähle von Eichenholz, durchschnittlich 67' lang verwendet wurden, und im Jahre 1548 fiel der geschichtlich bekannte Kampf auf derselben zwischen 6000 Spaniern und den Bürgern von Konstanz vor, wobei sich unter den Letztern namentlich ein Metzger durch seine Tapferkeit aus-

zeichnete. Die Spanier wurden zurückgeschlagen. In der Hitze des Kampfes gerieth die Brücke in Feuer, es brannte jedoch nur ein Joch derselben nieder. Was die Mühle, die auf derselben stand, betrifft, so fing man sie im Jahre 1428 zu bauen an und vollendete diesen Bau mit einem großen Kostenaufwand im folgenden Jahre, aber schon 1430 schlug der Blitz in dieselbe, wodurch sie bis auf das Wasser niederbrannte. In welchem Jahre der Wiederaufbau derselben erfolgte, kann nicht genau angegeben werden, allein man findet in der Chronik, daß dieselbe 1437 schon wieder im Gange war. 1580 den 2. März wurde der erste Pfahl zur Mühle an der Brücke geschlagen. Es scheint daher, daß die im Jahre 1428 erbaute Mühle an einer andern Stelle stand, oder in der Zwischenzeit wieder verbrannte. Der Bau vom Jahre 1580 kostete 25,462 fl., was nach dem damaligen Geldwerthe eine sehr hohe Summe war. Es wurden, wie die Chronik sagt, 7931 Eichen, 2499 Tannen und 161 Buchen dazu verwendet. Im Jahre 1675 am 12. August brach in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr in der Rheinmühle Feuer aus — Brücke und Mühle brannten auf den Grund nieder, auch ein Knecht fand in den Flammen den Tod. Im darauf folgenden Jahre fing man die Brücke und Mühle neu zu bauen an, und 1678 ward Brücke und Mühle ganz hergestellt. Im Jahr 1798 wurde sie jedoch durch die Franzosen wieder aufgehoben, um den in Petershausen stehenden Oesterreichern den Uebergang über den Rhein zu verhüten, und im Jahr 1802 wurde die Brücke in der Weise erbaut, wie sie nun am 1. Juni 1856 sammt der Mühle Veranlassung gab zu einem merkwürdigen aber schreckenerregenden Ereigniß. — Auf einen regnerischen, stürmischen Tag folgte eine helle und ruhige Nacht. Mit großer Hoffnung konnte man einem heitern und schönen Junitag entgegensehen. Die ganze Stadt war ruhig; Alles lag im tiefen Schlummer, nichts ahnend von dem nahe bevorstehenden Unglück. Die Mitternachtsstunde war bereits vorbei und Alles war noch in völliger Ruhe. Die Glocke hatte schon 2 Uhr geschlagen und der funkelnde Morgenstern, der einen hellen und freumblichen Tag anzukündigen schien, wurde allmählig matter. Auf einmal vernahm man auf den Straßen ungewöhnliches Geräusch und einen seltsamen Lärm und bald hörte man den schauerlichen Feuerruf. Auch die Sturmlocke ertönte vom Domthurme und weckte die noch schlummernden Einwohner. Angst und Schrecken erfüllten Aller Herz, als man schon ein helles Leuchten in den Straßen und dicke Rauchwolken mit Feuerflammen vermischt empor-

steigen sah. Auf den Straßen lief man immer eiliger; Feuerspritzen rasselten auf dem Pflaster in furchtbaren Hast. Der Himmel war feurig roth, und einen Regen von glühenden Funken konnte man von Ferne erblicken. Die Menge ward immer größer, das Gedränge immer furchtbarer, das brausende Getümmel immer gewaltiger, je mehr man sich zum Brandorte näherte. Mächtige Rauchsäulen wirbelten von der Höhe herunter, und die Flammen sah man über die Häuser ihre feurigen Zungen hinströcken. Angelangt an dem Unglücksorte, war Brücke und Mühle von dem wilden Element bereits so ergriffen, daß Alles gleichsam nur eine Flamme bildete. Die darauf wohnenden Müllerleute sammt Gefinde (bis auf den Mühlenmacher und Säger, die hiebei ihren Tod fanden), konnten nur mit Mühe das nackte Leben retten; ihre sämmtliche Habe aber mußten sie dem Feuermeer überlassen. Die Flammen brachen aus den Fenstern der Mühle und Seitenöffnungen der Brücke mächtig hervor und wirbelten, zu einer ungeheuren Feuerwolke zusammengebrängt, aus dem entzündeten Dach. Der Rhein rauschte wogend darunter hinweg und über ihm schwebten drohend die lodernnden Flammen. Ein unermesslicher Menschenhaufen wogte, von Entsetzen und Entsetzen gefesselt, auf dem eingeschränkten, durch die Feuer säule erleuchteten Plage. Funken und glühende Truchförner flogen haufenweise in die Höhe, fielen sodann herunter und wurden von den Wogen gierig verschlungen. Hier sahen Rettungs-Wagen, dort liefen, wie betäubt, Menschen mit Kleinigkeiten, die sie gerettet hatten, eilig davon, während Polizeidiener und Soldaten die Neugierigen aufforderten Reihen zu bilden, um das Wasser in Schläuchen von dem nahe dabei befindlichen kleinern Kanale wie auch aus dem Rheine selbst bis zu den Spritzen zu liefern. Ohngeachtet aller Anstrengung vermochte man jedoch von der Brücke und Mühle nichts mehr zu retten, als einige Joche der letztern, weil das wilde Element in gar kurzer Zeit um sich gegriffen hatte, und es überhaupt sehr schwierig und höchst gefährlich war dem Brande beizukommen. Nur den vereinten Kräften der herbeigeeilten Löschmannschaften gelang es den an der Brücke im Jahre 1160 angebauten Rheinhorthurm und die daran befindliche Fabrik zu retten. Immer nahm der Brand zu; krachend und brennend fiel das Gebälk hinunter in die Flutken des Rheins, und merkwürdig war es zu sehen, wie sich die schon brennenden Mähleräder immer noch im Wasser bewegten. Herrlich spiegelte sich der Brand in dem Rheinstrome und beleuchtete die beiden Ufer des See's und die nahe gelegene Gegend. Die wüthenden Flam-



Der Brand der Rheinbrücke zu Konstanz, am 1. Juni 1856.

men wurden immer größer und hoch in die Luft drangen die dampfenden Rauchsäulen. Die großen Flammungen von allen Seiten vereinigten sich nach oben mit der großen Feuermasse des brennenden Daches. Bald sah man die Mühle in das bunte, wogende Glutmeer krachend hineinstürzen, und eine dicke, dunkle Rauchsäule, die plötzlich mächtig aus der Tiefe herausbrach und die blendende Erleuchtung in eine nächtliche Finsterniß verwandelte, bezeichnete die Stelle, wo sie hinstürzte. Der Brand hatte gegen 4 Uhr seinen höchsten Grad erreicht, indem Brücke und Mühle bereits seine Opfer geworden waren. Geschrei, Toben, Verwirren, Entsetzen und Weinen herrschte allenthalben im Umkreise, sowohl über die Brücke und Mühle selbst als vielmehr über die 2 Menschenopfer, die dieses wilde Element noch forderte. Der Brand hatte sich gegen 6 Uhr gelegt, und die Brücke, über die noch vor einigen Stunden Wagen eilten, war nicht mehr. Durch die Zerstörung derselben wurde die Verbindung mit dem rechten Rheinufer gänzlich abgeschnitten und es mußte der Personenverkehr mit kleinen Schiffen, die Verbindung der Postwagen und der Verkehr mit Fuhrwerken aber durch größere Fährten (sogenannte Rauen) unterhalten und befördert werden, was anfänglich eine Menge von Hindernissen aller Art mit sich brachte. — Vor Allem war nun nöthig, sogleich Anstalten zu treffen, um so schnell wie möglich die Brücke, wenn auch einstweilen nur als Nothbrücke, wieder herzustellen, und mit großem Dank muß anerkannt werden, daß von Seiten der großh. Staatsregierung sogleich Hand hiezu geboten wurde, und zwar in der erfreulichen Weise, daß schon nach Verlauf von kaum 2 Monaten (25. Juli) der Verkehr wie früher sowohl mit Personen als auch leichten und schweren Fuhrwerken mit aller Sicherheit bewerkstelligt worden ist. —

3 Mal schon wurde diese 473' lange und 23' breite hölzerne Brücke ein Raub der Flammen! Was die Zukunft bringt, muß der Wanderer natürlich den spätern Chronikschreibern überlassen. —

Folge nach!

Eine Seele, über Furcht, Eigennuß und Bestechungen erhaben, von den Grundfäden einer einformigen Rechtsschaffenheit und Redlichkeit beherrscht, die immer dieselbe im Glück und Unglück ist, von keinem Gewinn verführt, von keinem Ansehen der Person erschüttert wird, die kein Vergnügen in Weichlichkeit schmelzt, kein Unglück zur Muthlosigkeit herabdrückt, das ist die Seele, die den großen Mann ausmacht, — den

großen Mann, der in keiner Lage des Lebens sich schämt oder fürchtet, seine Pflicht zu erfüllen und seine ihm zugetheilte Rolle mit Würde und Standhaftigkeit zu spielen: treu dem Gotte, den er anbetet, voller Liebe für seine Brüder, die Menschen, getreu gegen seine Freunde, großmüthig gegen seine Feinde, warm von Mitleiden gegen den Unglücklichen ist, alles Privatinteresses verläugnet, nur feurig für das allgemeine Beste, die allgemeine Glückseligkeit, großmüthig ohne Stolz, demüthig ohne kriechend, gerecht ohne hart zu sein, einfach in seinen Sitten, aber männlich in seinen Gefühlen ist, auf dessen Wort man sich bauen kann, dessen Mienen nie trügen, dessen Versicherungen Ergießungen des Herzens sind: kurz, den du ohne Rücksicht zu einem Obern wählst, dem du als Freund vertrauen, den du als Bruder lieben kannst. Dem folge nach! —

Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts.

Angenommen, daß die Erde eine Bevölkerung von einer Milliarde Menschen habe, die in einem Jahr hundert sterben und daß das mittlere Alter 33 Jahr sei, so sterben jedes Jahr 33,333,333, jeden Tag 91,324, jede Stunde 3803, jede Minute 65, jede Secunde ein Mensch. — Von tausend Kindern, die zur selben Zeit geboren werden, leben am Ende eines Jahres 740, am Ende von drei Jahren 600, von fünf 580, von zehn 540, von dreißig 446, von sechzig 226, von achtzig 99, von neunzig 11, von fünfundneunzig 9, von siebenundneunzig 1. Von 10,000 Menschen wird ein einziger 100 Jahr alt. Die Hälfte Kinder stirbt vor dem 17. Jahre.

Die Hand ist der Mensch,

sagt ein englischer Arzt in einer Schrift, worin er die Geheimnisse der Hand zu enthüllen sucht. Große Hände, behauptet er, verrathen einen kleinlichen Geist; mittelgroße Finger, die eckig auslaufen, Anlage zur Kunst. Ein kleiner Daumen verräth bei Männern einen schwachen Geist, bei Frauen schwache Jugend, ein großer Daumen dagegen deutet auf einen großen Denker und auf Energie des Charakters; ist derselbe zugleich schön, so läßt er auf poetische Anlage schließen. Eine große Hand verräth Anlage zur Genußsucht, eine Hand mit kurzen und plumpen Fingern Grausamkeit, mit langen dünnen Fingern Hinterlist. Starke Finger mit großen Gelenken sind ein Zeichen von Klugheit. Der Mensch, der den Daumen einzuziehen

b. h. in die Hand zu legen pflegt, hat Anlage zum Geiz. Die glückverheißende Hand ist klein und zierlich, mit längeren ersten Gliedern und einem kleinen Daumen; sie ist die Hand der großen Männer, die Meisterwerke schufen oder die Schicksale der Völker lenkten.

Sonderbare Verwandtschafts-Verhältnisse.

In der Gegend von Jittau ist vor Kurzem folgender merkwürdiger Heirathsfall vorgekommen. Herr J., ein Wittwer, verliebte sich in ein sehr junges Mädchen und heirathete sie. Da fügte es das Schicksal, daß sich der Sohn des Herrn J. in die Mutter von seines Vaters Frau verliebte und, da sie noch eine sehr liebenswürdige Dame abgab, sie ebenfalls heirathete. So ist denn der Vater der Schwiegersohn seines eigenen Sohnes geworden, und seine Gattin nicht nur die Stieftochter ihres eigenen Stiefsohnes, sondern auch Schwiegermutter ihrer lieblichen Mutter, und diese wieder Stieftochter ihrer Tochter; sowie ihr Mann der Stiefvater seiner Stiefmutter, desgleichen der Schwiegervater seines lieblichen Vaters. Sobald sich Nachkommenschaft einstellen sollte, wird die Confusion noch größer.

Bruderliebe.

Ein junger russischer Bauer bot sich neulich an, sich für seinen Bruder, der verheirathet war und nicht viel Soldatenlust hatte, zu stellen. Das Anerbieten wurde freudig angenommen, als aber seine Persönlichkeit medicinisch untersucht wurde, fanden die Officiere, daß er an jedem Fuß sechs Zehen hatte, folglich die vorschristsmäßigen Militärschuhe nicht tragen könne; er wurde daher zurückgewiesen, und unter seinen Anverwandten war wieder die vorige Bekümmerniß. Er tröstete aber seinen Bruder, gieng her und ließ sich die überflüssigen Zehen amputiren, was recht glücklich von Statten ging und kaum war er geheilt, als er sich vor der Recrutirungs-Commission stellte, und diesmal, versteht sich, angenommen wurde. Diese muthige und seltene Bruderliebe gelangte endlich zur Kenntniß des Kaisers, der ihm dafür ein Geschenk von 300 Rubel machte und ihn unter die kaiserliche Garde einreichte.

Was gehört zu einem guten Bier?

Die Verfälschung des Bieres nahm im 15. Jahrhundert so sehr überhand, daß der Rath von Regens-

burg von dem Doctor Hans in Baireuth ein Gutachten abforderte, ob Bilsenkraute, Rußlaub, Buchenasche, weißes Pech, Anis, Welschkorn, Petersil und andere derlei Ingrebienzien der Gesundheit nachtheilig seien. Das Gutachten erfolgte: „Die Biere mit obgedachten Beimischungen seien alle arzneiliche Biere. Zu Bieren, die als Getränk für eine ganze Gemeinde bestimmt wären, gehöre nichts, denn Wasser, Gerste und guter Hopfen.“

An einen jungen Geschäftsmann.

(Von Benjamin Franklin.)

Deinem Wunsche entsprechend, schreibe ich die folgenden Bemerkungen nieder, die mir von großem Nutzen gewesen sind und es dir auch sein werden, wenn du sie beherzigen willst. Merke dir daher folgende Sätze.

Zeit ist Geld. Wer zwölf Groschen täglich durch seine Arbeit verdienen kann, aber lieber die Hälfte des Tages umherschlendert oder müßig sitzt, darf den einen Groschen, den er vielleicht während des Nichtsthuns verzehrt, nicht als die einzige Ausgabe in Rechnung bringen, denn er hat in der That noch sechs Groschen außerdem ausgegeben oder vielmehr weggeworfen, die er hätte erübrigen können.

Kredit ist Geld. Wenn du dein Geld, nachdem es fällig ist, noch in meinen Händen lässest, so schenkst du mir die Zinsen oder dasjenige, was ich während der Zeit mit dem Gelde verdienen kann. Wenn du also guten, ausgebreiteten Kredit hast und denselben wohl zu benutzen weißt, so kannst du dir einen bedeutenden Gewinn dadurch verschaffen.

Die Natur des Geldes ist schaffend und fruchtbar. Geld kann zeugen und das erzeugte kann gleich mehr zeugen und so fort. Aus fünf Thalern werden durch Umsatz sechs, durch nochmaligen Umsatz sieben und ein Viertel, und so fort bis zu tausend Thalern. Je mehr vorhanden ist, desto mehr wird durch jeden Umsatz erzeugt, so daß die Summe stets schneller zunimmt. Wer eine trüchtige Sau schlachtet, vernichtet ihre ganze Nachkommenschaft bis in die tausendste Generation. Wer einen Gulden todtschlägt, vernichtet Alles, was dieser erzeugen konnte, selbst Hunderte von Thalern.

Fünfehn Thaler jährlich ist nur ein Groschen täglich. Und diese kleine Summe, die man an Zeit und unnützen Ausgaben so leicht und unvermerkt von Tag zu Tag verlieren kann, ist hinreichend, dir, auf deine eigene Bürgschaft, den fortwährenden Besitz und Gebrauch von dreihundert Thalern zu sichern.

Und mit einem solchen Kapital kann ein betriebsamer Mann durch raschen Umsatz in Kurzem viel verdienen.

Ein guter Zahler ist Herr über des Andern Beutel. Wer sich den Ruf erworben hat, pünktlich und genau an den bestimmten Terminen zu zahlen, kann zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit über alles Geld disponiren, das seine Freunde entbehren können, was ihm oft von großem Nutzen sein kann. Nächst Betriebsamkeit ist keine Eigenschaft für das Fortkommen eines jungen Mannes so förderlich, als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen seinen Geschäften. Behalte daher geborgtes Geld nie eine Stunde länger, als bis zum versprochenen Zahlungstermin, damit nicht eine zufällige Verlegenheit deines Freundes Börse auf immer für dich verschleße.

Beachte auch den kleinsten Umstand, der deinem Kredit Schaden könnte. Der Schall deines Hammers, den dein Gläubiger um 5 Uhr Morgens oder 9 Uhr Abends vernimmt, kann ihn leicht bewegen, sich sechs Monate länger zu gedulden. Sieht er dich aber am Billard, hört er deine Stimme in der Schenke, wo du noch an der Arbeit sein solltest, so wird er am nächsten Morgen sein Geld verlangen.

Hüte dich, Alles, was du bestizest, als dein Eigenthum zu betrachten und darnach den Zuschnitt deines Lebens zu machen. Das ist ein Fehler, in den man leicht verfällt, wenn man Kredit hat. Um ihn zu vermeiden, führe eine Zeit lang ängstlich genaue Rechnung über deine Ausgabe und Einnahme. Wenn du dir die Mühe nimmst, jede Kleinigkeit aufzuschreiben, so wirst du bald sehen, wie unbegreiflich schnell die kleinsten Ausgaben zu bedeutenden Summen anwachsen und wie viel du bis dahin hättest und künftig wirst ersparen können, ohne daß es dir sehr lästig werde.

Kurz, wenn du ernstlich willst, ist der Weg zum Wohlstande nicht beschwerlicher, als der Weg zum Markte. Fast Alles beruht dabei auf den beiden Worten: Betriebsamkeit und Sparsamkeit, das heißt: verschwende weder Zeit noch Geld, sondern nutze beides so gut du kannst. Ohne diese beiden Worte gelingt Nichts, mit ihnen Alles, — wenn das Wesen, das die Welt regiert, dessen Segen wir zu jedem rechtshaffenen Vorhaben erstehen sollten, in seiner göttlichen Weisheit nicht ein Anderes beschließt.

Etwas vom Kalender.

Der geneigte Leser wird sich kaum eine Vorstellung machen können, wie man hat leben können zu einer Zeit, wo's noch keinen Kalender gegeben hat. Da lebte

man so recht in den Tag hinein, ohne Kenntniß und Wissenschaft und wußte kaum Einer voraus, was hinter dem Heute für ein Morgen folgen werde; während sich doch jetzt Jeder aus dem Kalender davon überzeugen kann, der sogar das ganze Jahr vorausmalt mit Zahlen und Zeichen. Dazumal hatten unsere Vorfahren ihre ganze Zukunft nur auf dem Kerbholz, einem Stäbchen, wie ein kleiner Zollstab. Oder sie hatten hölzerne Täfelchen von 1 Fuß Länge, in die sie in gewissen Entfernungen Kerben einschnitten für die Neumonde und Vollmonde, und mit andern Kerben die dazwischen liegenden Tage und Festtage andeuteten. Solche Täfelchen nannten sie „All Mon Aht“ d. h. aller Monde Beachtung, woraus denn die jüngeren Geschlechter am Ende das Wort Almanach gebildet haben, was so viel heißt, als Taschenkalendar.

Die Zeichen aber für die Fest- oder Heiligentage, die sie bei Seite einschnitten, waren mancherlei; beim Erscheinungsfeste war's ein Stern, beim Tage St. Pauli ein Beil zur Erinnerung an seine Hinrichtung, beim Davidstage ein Ding wie eine Harfe, bei St. Petri ein Schlüssel, beim St. Erlepin im Oktober ein Paar Schuhe, — der geneigte Leser weiß auch schon warum. Eben so erhielten auch die Geschäfte des häuslichen Lebens ihre Zeichen, und jeder Hausvater konnte sein Stäbchen in der Tasche haben. Es war auch nicht zu verachten, besonders aus einem Grunde. War ein Monat um, so schnitt man oder hobelte man das Holz wieder glatt, war ein Jahr zu Ende, so war zuletzt das Täfelchen gar dünn geworden; noch mehr aber, wenn es schon viele Jahre gedient hatte. Da deutete seine zunehmende Dünne und Schwächlichkeit auch recht natürlich die Hinsälligkeit des alternden Lebens an. Sonst aber hatten nur die Geistlichen in den Klöstern und Kirchen die Reihenfolge der Tage in die Messbücher geschrieben, damit sie beim Gottesdienst nicht einem der Heiligen ein Unrecht thäten, und auf den Rathhäusern waren sie in die sogenannten Statute, die Stadtverordnungen, eingetragen. Für den gemeinen Mann aber wurden die Festtage eingeläutet, und zu den Gerichtstagen lud der Frohnbote ein.

So behalf man sich, so gut es ging. Als aber einmal die Buchdruckerkunst erfunden war, da war auch bald der Kalender eins der ersten ihrer Werke; und jetzt sind bereits 400 Jahre vorüber, seit der erst gedruckte Kalender erschienen ist.

Nützliche Mittel.

Tuchkleider zu reinigen. Man kocht 3 Loth ganz gewöhnlichen Tabak in 1½ Quart Wasser. In

die harte Flüssigkeit taucht man eine etwas harte Bürste und bürstet das Kleidungsstück nach allen Seiten tüchtig durch, indem man die Bürste so oft wieder eintaucht, bis die Flüssigkeit ins Tuch gedrungen ist. Zuletzt streicht man mit der Bürste nach dem Striche des Tuches und hängt darauf das Kleidungsstück zum Trocknen auf. Einen Nachtheil für das Tuch, von welcher Farbe es auch sein mag, hat man nach diesem Verfahren nicht zu befürchten. Es wird rein und glänzend werden und keinen Tabackgeruch annehmen.

Kockfragen zu reinigen. Um die Kockfragen vom Fett der Haare, Schwefel, Puder u. zu reinigen, kann man die obige Tabackabkochung anwenden, oder eine einfache Waschung mit einem starken Kornbranntwein vornehmen. Empfehlenswerth ist auch Terpentinspiritus oder Salmiakgeist.

Drei Mittel wider das Dampfen der Lampen. — a) Man weiche den Docht in starken Weinessig und lasse ihn dann zum Gebrauche gehörig austrocknen. — b) Man schütte mit dem Oele zugleich etwas Zwiebelsaft in die Lampe, und jenes wird ohne Qualm sehr hell brennen. — c) Man löse in einer Flasche voll Wasser einige Hände voll Kochsalz auf und tauche den zu brauchenden Lampendocht hinein, worauf er dann zu trocknen ist. Hierauf nehme man das Brennöl, schütte es zu dem Salzwasser in die Flasche und rühre und schüttle die ganze Masse tüchtig durch. Das so gereinigte Oel gießt man vom Salzwasser ab; es brennt sehr hell und raucht nicht.

Speisen, Getränke u. s. w. vor Mäusen zu schützen. — Man legt einfach von der wilden Münze (*Mentha hirsuta*) einige Stengel mit den Blättern daran neben oder zwischen oder über die Gegenstände welche von den Mäusen geschützt werden sollen. Wahrscheinlich ist der Geruch diesen so zuwider, daß sie grade diese Pflanze so fliehen. Es ist auf diese Weise ein Leichtes, ganze Getreideböden und Mieten vor jenen bösen Feinden zu sichern.

Belzwerk vor Motten zu schützen. — Zu diesem Zwecke pulverisire man Eisenvitriol und streue denselben auf den Grund des Belzwerks, welches dadurch von Motten verschont bleiben wird.

Rost vom Stahl zu bringen. — Man bestreicht den rostigen Stahl mit Weinsäure und reibt ihn eine Stunde nachher mit einem wollenen Lappen wohl ab, so wird der Rost verschwunden sein. Sollte es das erstemal nicht vollständig gelingen, so verfähre man noch einmal auf dieselbe Weise; der Zweck wird sicher erreicht.

Gegen Bieneu- und Wespenflöhe — nehme

man Zwiebeln oder Knoblauch, schneide eine Scheibe davon und lege sie auf die Wunde, so hört der Schmerz gleich auf.

Warzen zu heilen. — Man löst so viel gewöhnliche Soda im Wasser auf, als das Wasser annehmen will, wäscht damit die Warze ein oder zwei Minuten und läßt es, ohne die Stelle abzutrocknen, trocken werden. Dies wiederholt man so oft, bis die Warze verschwindet.

Fischbein zu spalten — macht Frauen und Mädchen oft viele Mühe, wenn sie sich ein Schnürleibchen nähen. Die Sache ist sehr leicht. Man stecke das Fischbein in warmes Wasser, und dann läßt es sich sogar mit der Scheere in der Länge nach beliebiger Form schneiden.

Math.

Ich will dir sagen einen Rath,
Da sammle du dir einen Schatz:
Das ist dein Herz, und da hinein
Thu Silber, Gold und Edelstein.

Wird dir gesagt ein gutes Wort,
So laß es nicht im Winde fort,
Schlich es hinein in diesen Schrein
Und wahr' es drinnen blank und rein.

Dem Nächsten dann zu Trost und Heil
Lang in den Schatz und gib ihm Theil,
Und kommst du selbst in Noth und Pein,
Wird dir der Schatz ein Helfer sein.

Landwirthschaftliches.

Düngerbereitung. Außer des Auegens und der Arbeit halber hält der Bauer sein Vieh auch noch wegen des Düngers. Denn Guano, das heißt verfaulten Vogelmist von den Inseln des stillen Meeres hat er nicht und kann auch keinen heranziehen.

Aber mit wie vielen nützlichen Dingen in der Welt, so geht es auch mit dem Mist. Man denkt: wenn er nur da ist, dann ist's schon gut, denn hätt' sichs. Man streut tapfer ein und mistet den Stall wieder aus und läßt nun die thierischen Abfälle mit Stroh vermengt auf einem Plage vor dem Stalle liegen, wo ihn Sonne und Mond beschneit, Wind und Wärme austrocknet und der Regen auslaugt, bis es dem Bauer endlich, nach altem Herkommen, gefällig ist, seinen Miststock auf's Feld oder auf die Wiese zu führen. — Wohl steht er, daß das Ding Schwund überkommen hat —

wie das Weinsäß, um das Meister Mähl, der Küfer von Edingen, öfters drum rum war — allein, das ist nun einmal so! denkt er. Das läßt sich nicht ändern. Der Mist schwindet. Auch bemerkt der etwas Geschicktere wohl, daß er stark „ausgedorrt“ und „ausgewaschen“ ist, allein —, er tröstet sich: es geht Andern auch nicht besser! — und so bleibt es Jahr für Jahr, beim Alten.

Da denkt aber der Wanderer für seine Kunden. Er denkt und thut, und ob schon er sein liebes deutsches Vaterland über Alles liebt, so erkennt er doch auch gern das Gute von andern Ländern und Völkern an. Kurz, er hat das und jenes in der Bauernzeitung von der vortrefflichen Mistbereitung im Canton Bern gelesen, er nimmt dem Stab in die Hand, das Rängel auf den Buckel und — eh' er sich selbst versah war er in den Theilen des Kantons Bern, wo er Folgendes sah und hörte:

Bernbauer. — (Indem er sich von einem Stallbuben den Mist zuführen läßt, dann mit der Mistgabel eine Wurst dreht, sie an eine andere anfügt und mit den Füßen tüchtig fest tritt, die zweite Ladung hinter die zopffartige Umfassung des Miststodes bringt, ebenfalls fest zusammenrammelt und dann aus einem Gefäß Gyps darüber streut —,) so, Joggeli, so, nun ist's für heut' in der Ordnung. —

Wanderer am Bodensee: Grüß Euch Gott, lieber Bernbauer. Ich bin der Wanderer und möchte gern wissen, warum Ihr so viel unnöthige Mühe und Zeit auf Euren Miststod verwendet und zuletzt gar noch Gyps darauf streut? — Ist das nicht Alles umsonst? Bei uns machen sich viele Bauern das Ding leichter. Sie lassen den Dreck und das Stroh liegen und die Gülle lauft von selber fort.

Bernbauer: War bei uns vor Zeiten auch so, mein lieber Wanderer. Allein, man ist geschickter geworden, und könntet Ihr alle Eure Bauern über die Nützlichkeit unseres Verfahrens gehörig aufklären, es würde gewiß nicht lange andauern, die Leute thäten ebenso wie wir, zumal es draußen bei Euch doch auch schon recht tüchtige Bauern gibt.

Wanderer: Nichts für ungut, Herr Bernbauer; es würde mir sehr lieb sein, wenn Ihr mir einmal gründlich Eure Meinung über Eure Mistbereitung sagtet.

Bernbauer: Nun, so gut ichs kann, will ichs versuchen. — Den Mist muß man so fest als möglich zusammenschlagen, damit so wenig als möglich Luft eindringt, und Verwesung und Fersehung befördert. Tritt letzterer Fall ein, so geht durch die Verbindung

des sogenannten Wasserstoffes mit dem Stickstoff letzterer in Ammoniak über und der Ammoniak verflüchtigt sich, das heißt er steigt auf und verschwindet in der Luft. Der Ammoniak ist dasselbe, was in Euren Abtritten und Misthaufen sinkt. — Der Ammoniak aber ist ferner die Quintessenz, wie unser Pfarrer sagt, das heißt das Beste vom Mist, wie der Mittel von der Milch; — derjenige Stoff vom Mist, der das Wachsthum aller Pflanzen am meisten befördert.

Wanderer: Gibt es nun aber kein Mittel den flüchtigen Schwerendüher anzubinden? —

Bernbauer: Wohl. Am besten wär' es, wenn man den Mist gleich frisch ins Feld brächte und unterführe. Dann ging die Verwesung unter der Erde vor sich und die Erde ließ den sogenannten Ammoniak, oder wenn Ihr's erlaubt, den Stinkstoff, nicht fort. Er käme demnach dem Acker zu gut. Allein das geht nun einmal nicht oft und der Bauer muß in den meisten Fällen seinen Mist sammeln bis zur günstigen Gelegenheit, wo er ihn dann ausführt. Was nun im ersten Falle die Erde bezweckte, muß der Bauer nun künstlich zu erreichen suchen. Vor Allem ist es gut, wenn man seinen Miststod unter einem Dach haben kann, geschützt vor Sonne, Wind und Regen, (wie die Bündener Bauern), wo man aber dies nicht kann, so machet wie bei uns ein Dach von Bohnen und Kürbispflanzen darüber, damit wenigstens die sengenden Sonnenstrahlen abgehalten werden. (s. Abbildung.)

Ich und viele meiner Nachbarn treten nun aber, wie Ihr hier seht den Mist fest zusammen und schlängeln außen herum ebenso festgedrehte Zöpfe. Beides hat den Zweck Luft und Wasser möglichst abzuhalten und zugleich dem Miststod, den Stolz eines rechten Bauers, das schönste Ansehen zu geben.

Wanderer: Aber, wenn Ihr das Wasser abhaltet, so trocknet ja der Mist allzusehr aus und unterstüßt so das Werk der Sonne?

Bernbauer: Da, seht hier den Güllengamper (pumpe). Mit Gülle frischet man die Lebenskraft des Düngers wieder auf — nicht mit Wasser. Die Gülle aber ist, wie Ihr wißt, selbst ein außerordentliches Düngemittel, das bei Euch freilich noch Viele nebenweg laufen lassen.

Wanderer: Wenn aber Feuchtigkeit eindringt, so tritt durch sie und die Wärme des Mistes ja rasch Verwesung ein und der Ammoniak oder Stinkstoff wie Ihr sagt —

Bernbauer: sehr richtig, würde fortfliegen in alle Lüfte und es wäre das erstere umsonst gewesen, wenn nun eben der Gyps nicht wäre. Der Gyps

aber ist der
Gendarm,
Gyps ist
reichliche
hend, der
das man
säure des
sogenannte
und Angen
Dorum
sehr wichtig
den man fo

A. A. Ein
B. B. Ein
C. C. Geste
über

Dreizehn
pahl, und die
verbreitet.
Ball eingetre
Veranlassung
Es gibt aber
reicht, wo es
Küche Eigen
dreizehn bei
locht ist, er

Ein Weim
hand in dem
immer rein

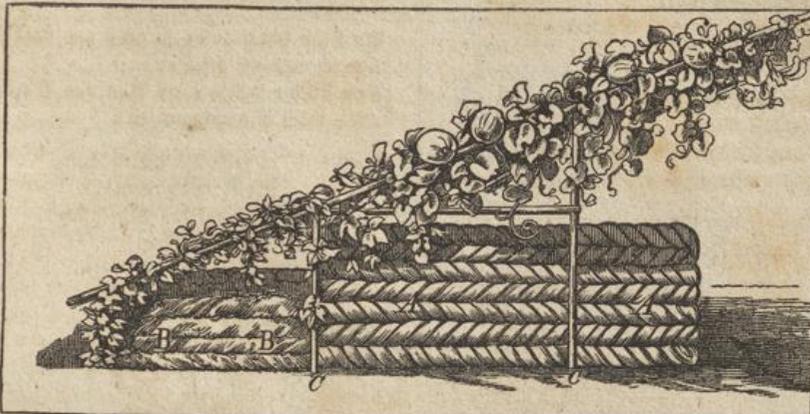
aber ist der Hauptkerl. Das ist des Bauern bester Gendarme, er fängt den flüchtigen Ammoniak. Der Gyps ist schwefelsaurer Kalk. Wird er auf übelriechenden Mist gestreut, so verbindet sich das Riechende, der Ammoniak, in Folge eines Naturgesetzes, das man Wahlverwandtschaft heist, mit der Schwefelsäure des Gypses und ist dann gebunden, und nur die sogenannte Kohlensäure des Ammoniaks, das in Nase und Augen Stechende des Geruches geht von dannen.

Darum ist das Bestreuen des Mistes mit Gyps sehr wichtig. Aber ja nicht mit gewöhnlichem Kalk, den man kohlenfauren nennt, weil der mittelst seiner

Kohlensäure die Verflüchtigung des Ammoniaks nur noch mehr befördern würde.

So erzählte mir der Bernbauer, dessen Aecker und Wiesen im besten Zustand von der Welt waren und ich erzähl' es Euch wieder, Ihr lieben Landleute und alten Kunden. Dabei hoffe ich, daß wenn ichs' nächste Jahr wieder komme, auf Euren Miststöcken bessere Ordnung sein wird wie bis dato.

Auch ein ordentliches Güllenloch könnte nichts schaden. Doch davon und wie man gute n Compost macht — ein andermal.



- A. A. Ein Berner Miststoc, geflochten, zusammengetreten und mit Gyps gestreut.
 B. B. Ein Composthausen oder Mattendung.
 C. C. Gestell von Holzstangen, auf welchem sich die im Compost gepflanzten Bohnen und Kürbisse über den Mist emporranken und solchen zur heißen Sommerzeit beschatten.

Die Unglückszahl 13.

Dreizehn am Tisch ist bekanntlich eine alte Unglückszahl, und dieser seichte Aberglauben ist ziemlich stark verbreitet. Bei einer Gelegenheit, wo jüngst dieser Fall eingetreten war und zu den üblichen Bemerkungen Veranlassung gab, bemerkte Jemand ganz ernsthaft: „Es gibt aber doch einen Fall, und ich habe es selbst erlebt, wo es wirklich Unglück ist, wenn dreizehn bei Tische sitzen.“ „Und welcher?“ fragten Alle. „Wenn dreizehn bei der Tafel sind, und nur für zwölf gekocht ist,“ erwiderte der Befragte launig.

Nichts ungemischt.

Ein Weinwirth, der stets viele Gäste bei sich sah, stand in dem Verdacht, daß er seinen Gästen nicht immer reinen Wein einschenke und in des Kellers

düstem Gründen manchmal ein kleiner Mischmasch vornähme. Ein Gast hing deshalb eines Tages über den Eingang zur Weinstube eine Tafel, auf der stand: „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil.“

Eine Flasche mehr.

Bei den Jagdparthien Ludwigs XV. wurden immer 50 Flaschen Burgunder mitgenommen. Da der König jedoch selten zu trinken pflegte, ließen sich die Jäger immer im Voraus den Wein schon trefflich schmecken. Einst aber begehrte der König auch einmal zu trinken, und die Flaschen waren schon leer. Man zitterte, aber gelassen sagte der König: Nehmt künftig lieber 51 Flaschen mit, damit ich im Nothfall doch auch einmal trinken kann.“

Der Sonntagsfischer, ein Abentheuer am Bodensee.

Komm, liebes Weibchen, sprach Herr Hecht,
Mit mir hinab zum See,
Die Angelruthe steht zurecht
Geschwind trink deinen Thee!

O ja, recht gern, sprach Madame Hecht,
Mir ist die Zeit so lang;
Auch dünkt das Wetter mich nicht schlecht,
Wir machen guten Fang.

Und beide gingen Arm in Arm
Hinunter durch die Flur;
Die Sonne schien so hell, so warm
Aus schimmerndem Azur.

Herr Hecht wirft seine Angel hin,
In's bodenlose Blau,
Und an dem Rand mit heiter'm Sinn
Saß Hechten's kluge Frau.

Wohl stund er eine Stunde so,
Vergaß wer bei ihm saß;

Und ob Wieland's Don Sylvio
Frau Hecht den Mann vergaß.

Und um das treue Fischerpaar
War alles stumm und still,
Daß selbst ihr alter Pudel gar
In tiefen Schlummer fiel.

Auf einmal zuckt die Angelschnur,
Da ruft Herr Hecht: es beißt! —
Stellt sich sogleich in Postur,
So gut er kann, und reißt! —

Ein Fisch hängt d'r'an, so groß und stark
Wie ich noch nie geseh'n;
Dem Fischer juckt's durch Blut und Mark:
„Na, wirft mir nicht entgeh'n!“ —

Doch weh, es reißt die Angelschnur,
Der Pudel schreit: wau, wau!!
Frau Hecht liegt auf der Wiesenflur,
Herr Hecht auf seiner Frau!



Hauptwörter.

Ein Sprachlehrer ärgerte sich stets über die falsche Orthographie seines Schusters und machte ihm Vorwürfe, als er einst wieder geschrieben hatte: „ein paar Stiefel Vorgeschubet.“ Seine Entschuldigung war: „Meine Hauptwörter sind die, woran ich etwas verdiene; wenn ich nun ein Paar Stiefeln vorschube, so verdiene ich nichts an den Stiefeln, sondern an dem Vorschubem und solche Wörter schreibe ich groß.“

Das Weihnachtsgeschenk.

„Werthe Frau Assesserin, womit haben Sie denn Ihren Herrn Gemahl zu Weihnachten überrascht?“ — „Ach, liebe Frau Rätbin, bei den schlechten Zeiten, wo man baares Geld fast gar nicht mehr zu sehen be-

kommt, und bei meinem gänzlichen Mangel an Zeit ihm etwas zu arbeiten, blieb mir nichts anders übrig, als ihm ein Duzend Vorhemde zu geben.“ — „Nun, da haben Sie sich selbst und Ihre Kasse wahrhaftig genug angestrengt.“ — „Ach, nicht im Mindesten. Sehen Sie, ich habe ein Duzend von denen, die er schon hat, weiß waschen lassen und aufgelegt; was weiß so ein Mann davon, wenn der nur den guten Willen sieht.“

Alles kaiserlich.

„Die Gegend ist hier in der That sehr romantisch!“ rief ein Reisender in der Nähe von Wien aus. — „Halten's zu Gnaden!“ sagte der Postillon sich umwendend, „Mir romantisch, Alles kaiserlich!“

Das Erdbeben zu Lissabon im Jahre 1755.

Am 1. November 1755, da war die Sonne freundlich aufgegangen über die wunderschöne Stadt Lissabon, und der Himmel schien klar herab und spiegelte sich im Flusse und im Meere, und die Erde war lieblich anzusehen im Herbstschmuck und die Menschen darauf feierten das Fest Allerheiligen. Und wenn ihrer recht Viele recht fromm und andächtig an Himmel und Ewigkeit sich haben mahnen lassen, so wäre das jeden Tag recht gewesen, aber heute war's ihnen besonders zu gönnen; und wenn viele, wie die Glocken feierlich läuteten, zur Kirche eilten zum Gottesdienst, so haben sie damit den rechten Platz gewählt zum Sterben, ohne es zu wissen. Die aber Vormittags nicht fertig geworden sind zur Morgenkirche und haben gedacht, sie wollten's auf Nachmittag verschieben, von denen hat mancher auf der Welt kein Fest mehr gefeiert, aber am andern Tag, am Allerseelentag, ist er auch mit eingeschlossen worden in's Kirchengebet.

Denn Morgens um 9 Uhr — da stehen noch die hohen Paläste und prachtvollen Kirchen und die langen Gassen, und das Schloß auf dem Berge und festlich still ist's auf den Gassen, und still und majestätisch strömt der Fluß dahin, aber die Kirchen sind voll, und im Hafen wiegen sich wie spielend die Schiffe. — Pöblich! — was ist das? ein furchtbarer Schlag, ein gewaltiger Donnerstreich dröhnt durch die Welt, aber nicht vom Himmel herab, sondern von unten aus der Erde heraus, wie wenn im Innersten ein ganzer Berg mit einem Schlag wäre zusammengefallen, ein ungeheures Gewölbe eingebrochen, — und der Boden schüttelt und zittert, und die Herzen derer mit, die darauf wandeln. Ein Erdbeben kommt! daß Gott erbarm! — Das fährt wie jäher Schreck durch alle hindurch, und heraus stürzen sie aus Kirchen und Häusern — in's Freie, in's Freie! in schrecklicher Hast und Getümmel — Herr Gott! schon zu spät. Ein furchtbarer Ruck, ein Stoß! und Krachen ringsum, als käme der Himmel herab, und die Kirchtürme neigen sich bestend, und die Kirchen stürzen ein, und die Paläste brechen zusammen, und ganze Gassen werfen ihre Dächer ab wie Mägen, und die Häuserreihen schwanken und wogen und fallen übereinander in Schutt und Trümmer und Staub. Das Haus der Inquisition ist nur noch ein Steinhaufen, das königl. Schloß ist plötzlich verschwunden mit all seiner Pracht, die Jesuitenanstalt nur noch ein weißes Grab aller derer, die es bewohnten. Und auf den freien Plätzen liegt das Volk gedrängt auf den Knien,

todebleich, zum Gerichte bereit und schlägt an die Brust mit Jammergeschrei: Herr, Herr! erbarme dich unser.

Und ein neuer Stoß erfolgt, und wirft vollends alles nieder, was bis jetzt noch Widerstand leistete, oder was noch von den Kloben und Niegeln gehalten worden war. Neuer Donner, neues Krachen! und gen Himmel schlagendes Wehgeschrei vor neuem Schrecken. Denn mit einem Mal bäumt sich der Fluß empor, wie ein Berg, und schüttet sich schäumend und tobend über die Ufer herein und kommt daher durch die Trümmer-Gassen, wie eine wandelnde, alles überstürzende Mauer. Das Meer kömmt, das Meer! wir sind alle des Todes! ist der Schreckenruf, der nach anderer Seite als bisher zur Flucht treibt, wenn hoch herein geschleubert von der Gewalt der aufhäumenden Wogen die Schiffe und Boote über die Trümmerberge wegrauschten tief hinein in's Land und in die Stadt, oder im Strudel bestend untergehen; ein Damm, auf dem Hunderte von Menschen händeringend stehen, versinkt plötzlich in's Wasser und mit ihm alles was er trägt. Und noch nicht genug! heran sauft über die tobende Wasserwüste ein heulender Sturm, und wirft sich in die Steinhaufen und wirbelt den Staub auf wie pechschwarze Wolken, daß der Tag sein Licht verliert, und bläst in die unbedeckten Kohlen und die verlassenen Heerde, und facht ein Feuer an, dessen himmelanlobernde Zungen ganze Viertel überwehen mit glühender Schleppe, und alles entzünden und alles verzehren, was Erdbeben und Wasser bis jetzt noch verschont haben. Da eilt, was noch nicht erschlagen ist, hinaus, hinaus aus der Stadt. Draußen liegen die Tausende und Tausende ohne Obdach, schauernd und vor Kälte zitternd auf den Feldern, auf den Bergen, unter strömenden Regen, und sehen hinab auf die furchtbare Zerströung, in der Tausende der Ihrigen reitungslos begraben liegen. Einzelne Verwegene treibt die Kraft der Liebe mitten unter stürzende Mauern, unter flammende Gassen hinein, zu helfen, zu retten, die Geistlichen besonders sind unerschrocken und unermüdet, Trost und Hülfe zu bringen und Rettung so viel sie vermögen; aber ihrer sind viele erschlagen; und wie schwach ist Menschenmacht gegen die Schrecken der Elemente. Acht Tage lang wüthet das Feuer und grenzenlos ist die Verwüstung. Denn als am Ende Ruhe war, und eine Uebersicht konnte gewonnen werden, da lagen 16,000 Gebäude in Trümmern, darunter alle Kirchen, Klöster, Krankenhäuser, Staatsgebäude; 40,000 Leichen aber waren unter den Trümmern begraben. Der Schaden der Lebenden kam, so weit er sich schätzen ließ, über 100 Millionen Gulden.

Durch ganz Europa, in Afrika, in Amerika, bis Grönland hinauf hatte an jenem Morgen die Erde gebebt und gezittert; durch ganz Deutschland, bis Schweden und Norwegen hin, waren die Wasser unruhig geworden. Nun aber strömte auch Hülfe zusammen für die unglückliche Stadt von allen Seiten. Im Lauf der Jahre hat sie sich wieder aufgerichtet; sie ist allmählig wieder erstanden, in schönerer Pracht, denn die früher war. Aber heutigen Tags noch sind die Spuren nicht ganz verwischt, und mahnen daran, daß der Boden, auf dem der Mensch sein Glück erbauen zu können meint, hohl ist und brechen kann, wenn er will. Doch nein! Damit der Kalendermann es nicht unrecht sagt, es heißt anders: er sollte sagen: wenn Gott es will.

Regeln für Chemänner.

Ein gutes Weib, dies merke fein,
Will mit Vernunft behandelt sein.

Ihr biegsam Herz mißbrauche nicht,
Weil schwaches Werkzeug leicht zerbricht.

Sanft sei Dein Will und Dein Gebot;
Der Mann ist Herr, doch nicht Despot.

Macht irgend was den Kopf Dir grauß,
So laß es nicht am Weibchen auß.

Verlang nicht Alles zu genau,
Du fehlst! warum nicht auch die Frau?

Wenn's Weibchen Dich um Geld anspricht,
Und sie bedarf's, so knurre nicht!

Im Aufwand schränke zwar Dich ein,
Doch mußt Du auch kein Knauser sein.

Geh' nicht zum Trunk und Spielen aus,
Haßt Zeitvertreib genug zu Haus.

Für Weib und Kind leg' was zurück,
Sorg' auch im Tode für ihr Glück.

Regeln für Ehefrauen.

Dein Wille, Weibchen, merk' es fein,
Muß stets des Mannes Wille sein.

Sprich nicht: Wir Weiber sind zu schwach!
Der Schwächere giebt am Leichtesten nach.

Hat's Männchen oft den Kopf zu voll,
Mach' ihn durch Widerstand nicht toll!

Geh' ihm liebkosend um den Bart,
Nur Schmeichle nicht nach Katzenart.

Ein Händedruck, ein Kuß, ein Blick,
Bringt frohe Stunden oft zurück.

Dein Zimmer, Fuß und ganzes Haus
Seh' allzeit nett und reinlich aus.

Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit,
Dein größter Ruhm Wirthschaftlichkeit.

Wurst wider Wurst.

In England gibt's Leute, die lange Weile haben, weil sie zu viel Geld haben, und die dann auf allerhand Einfälle gerathen. So kam neulich der reiche Lord Maxwell, um sich eine Kurzweil zu machen, auf den Gedanken, der Londoner Mobilien-Assicuranz, bei der er sein ganzes Hausgeräthe versichert, und die versprochen hatte, alle verzeichneten Gegenstände, so durch Feuer zu Grunde gingen, zu vergüten, eine Anmeldung zur Entschädigung einzureichen für Cigarren und Rum. Er berechnete 6 Kistchen Havanna-Cigarren und 50 Flaschen Rum, was zusammen 25 Dublonen ausmache. Er habe die Cigarren verbraucht und den Rum zu Punsch verköcht — also Beides durch's Feuer verloren. Die Gesellschaft denkt: „Wart, Vogel, wir wollen dir das Spaßmachen verleiden!“ Sie zahlten die Summe, verklagten aber gleich den reichen Lord als Brandstifter.

Unrecht muß bestraft werden.

In H. kaufte ein armer Mann bei einem Bäcker ein Groschenbrod und steckte ein zweites unbezahlt ein. Der Bäcker erwischte den Dieb und arretirte ihn. Ein Jude, der hinzu kam und den Arrestanten kannte, bat für ihn und erbot sich, den Betrag für das Entwendete oder auch mehr zu bezahlen, da derselbe ein ganz armer und bedürftiger Mann sei. — „Nein!“ sagte der Bäcker, „Unrecht muß bestraft werden,“ und führte den Armen auf die Polizei. Da ging der Jude zu jenem Bäckerladen zurück, kaufte sich ein Laib Brod, ließ ihn bei einem Kaufmann wiegen — und siehe! er wurde viel zu leicht erfunden. Der Bäcker wollte nun das leichte Brod gegen ein schweres austauschen. „Nein!“ sagte der Jude, „Unrecht muß bestraft werden!“ brachte den Laib Brod auf die Polizei — und der Bäcker mußte 8 Gulden zahlen.

Auflösung der Räthsel.

1. In der Baumschule. — 2. Der Bildhauer und Kupferstecher. — 3. Sie beschäftigen sich viel mit Armen. — 4. Wo nichts ist.